

VERDAR

Illustrirte Damen-Zeitung

Die nächste Nummer (15) erscheint in 14 Tagen. Da der „Bazar“ vierteljährlich nur 12mal erscheint, das Vierteljahr aber 13 Wochen hat, so fällt in jedes Quartal eine Woche, in der keine Nummer ausgegeben wird.

Im Bann der Kinderträume.

Von Villamaria.

O, wie habe ich ihn geliebt den guten Großonkel, mit seinen milden, stillen Augen und jenem weltvergessenen Lächeln, das zuweilen um seine Lippen spielte.

Ein Menschenalter liegt zwischen mir und jenen Tagen und in ihm habe ich Alles erprobt, was ein Frauenherz bewegen kann in Lust und Leid, aber diese meine „erste Liebe“ schwebt über dem Allen, wie milder Mondesglanz über der schlummernden Erde.

Er gehörte nicht zu jenen Onkeln, die zuerst mit Confectdüten und später mit kostbaren Schmucksachen sich unvergeßlich in die Erinnerung ihrer kleinen Nichten einzeichnen, er schenkte mir nur Eines, aber es war Das, was mir bisher Alle verweigert und wonach mein kleines, leidenschaftliches Herz doch am heißesten begehrt: „Liebe“ — und sie ward mir bei seinem ersten Erscheinen in unserm Hause.

Es war ein lang ersehnter Freudentag, als nach zwanzigjährigem Fernsein Mama's einziger Oheim endlich erschien, diejenige als Frau und Mutter wiederzusehen, die er nur als kleines Mädchen gekannt und nun auch ihre eignen Kinder zu begrüßen.

Unter meinen jüngeren Geschwistern waren die Geschenke, die er ihnen mitbringen würde, der Gegenstand wochenlangender Berathung gewesen, während ich indeß voll Sorge erwog, ob er wol auch dem Urtheil der Andern beistimmen würde, daß ich nämlich das unartigste und unlieblichste Kind des ganzen Städtchens sei.

Ach ja, so mußte auch er denken, denn während meine Geschwister in fleckenlosem Sonntagskleidchen, Blumensträuße in den Händen, an der Hand der Mama dem Onkel bis zur Hausthür entgegengehen durften, stand ich, die Älteste und noch dazu sein Patzchen, mit rettungslos entweihtem Festgewande in der Ecke hinter dem großen Eichenschranke, wo ich, ach so oft, stehen mußte, und meine Thränen tropften heiß auf meine angstvoll gefalteten Hände nieder.

Ich hörte das Heranrollen des Wagens, den Empfangsjubel im Corridor, und dann trat er ins Zimmer, die Mama an der Rechten haltend, während die Geschwister sich um seine Linke stritten.

„Aber wo ist denn mein Patzchen?“ fragte der Onkel, „von diesen kleinen Creaturen kann es doch keine sein, denn Elschen zählt ja nun schon neun Jahre.“

„Da steht sie, Großonkel, da . . .“ schrie Bruno und wies mit Pharisäerhand nach dem unseligen Winkel, wo ich jetzt mein verweintes Gesicht in den Händen verbarg.

„Komm her, Else,“ sagte die Mama streng, „und begrüße den Onkel!“

Ich ging mit ganz kleinen Schritten auf den Lehnstuhl zu, in welchem der Großonkel sich niedergelassen, so zerknirscht und gedemüthigt wie noch nie in meinem strafwürdigen Dasein, während die Mama dem Onkel ausführlichen Bericht gab von meiner jüngsten Schandthat.

Statt ruhig und still wie meine Geschwister, denen ich

Gesicht ward sanft emporgerichtet und ich blickte in die mildesten Augen, die je ein schönes Männerantlitz verklärte.

„Warum that das die kleine Else?“ fragte er in so sanftem Laut, wie er noch nie mein Ohr berührt.

Noch einen Augenblick stockte ich und blickte furchtsam empor zu seinen Augen, aber aus ihrer azurnen Tiefe leuchtete Etwas, das sofort mein kleines, lautklopfendes Herz beschwichtigte und den Thränenquell verriegeln ließ.

„O, Großonkel,“ sagte ich halblaut, „ich . . . ich wollte mein graues Täubchen für Dich herunterholen; es ist so zahm, es pickt mir die Erbse aus der Hand. Du hättest es gewiß lieb gehabt, und dabei wurde mein Kleid so schmutzig.“

Der Onkel sah mich schweigend an, und dabei trat jenes seltene, halb schmerzliche Lächeln auf seine Lippen, dann drückte er mich an seine Brust und küßte zärtlich meine Stirn und meine zerzausten Locken, und von diesem Augenblick an gehörte ihm dies heißklopfende Kinderherz, wie es später nie mehr einem sterblichen Wesen gehört.

Es waren wolkenlose Tage, die nun folgten, denn die Gouvernante wagte, aus Respekt vor dem Großonkel, dessen erklärter Liebling ich war, nicht mehr, mich um jede Kleinigkeit bei der Mama zu verklagen, und so fielen die täglichen Predigten und Strafen fort, die bisher die bitteren Zugaben meiner Freistunden gewesen. Jetzt, statt in der Ecke zu stehen, wo ich sonst fast täglich einen Theil meiner Muße in heilsamen Betrachtungen verbringen durfte, eilte ich, sowie die Unterrichtsstunde beendet, an die Thür von Großonkels Logirzimmer und klopfte ganz leise an, bis er selbst mir öffnete und der Strahl der milden Augen meine Seele wieder beruhigte, wie Lenzesonnenchein ein verkümmertes Pflänzchen.

Dann trug ich ein Fußbänkchen zu seinem Lehnstuhl, und während er schrieb und in seinen forswirtschaftlichen Werken las, saß ich still, gleich einem treuen Hündchen, zu seinen Füßen und las mit unvermindertem Entzücken immer wieder die

wunderfame Mär vom armen „Aschenbrödel“ und vom „Schneewittchen“, der verstoßenen Königstochter. . .

So fleißig hatte ich noch nie gelernt, so gehorjam war ich noch nie gegen die Gouvernante gewesen, noch so nachgiebig gegen den unartigen Bruno, dem ich sonst mein Erstgeburtsrecht in nachdrücklichster Weise darzuthun pflegte.

„Das Mädchen ist wie ausgewechselt seit der Onkel da ist,“ hörte ich einst die Mutter im Nebenzimmer zum Papa sagen; „ich bin nur neugierig, ob diese rasche Besserung Stich halten wird.“

O gewiß, das hätte sie gethan, wenn Eines von ihnen Allen nur sich die Mühe genommen, dies trostige Herz in Liebe und Sanftmuth zu gewinnen und jenen Zauberstab zu nützen, der alle Blüten eines Kinderherzens zu Tage lockt.



Prinzessin Victoria von Hessen und ihr Verlobter Prinz Ludwig von Battenberg.

als Älteste doch ein Beispiel alles Guten sein sollte, auf dem Stuhl zu sitzen, um mein weißes Kleidchen nicht zu zerknittern, sei ich in den Laubenschlag hinaufgeklettert und nun . . . eine Handbewegung nach meinem verunglückten Festputz hin vollendete die Anklage, die dem kleinen Bruno indeß an Deutlichkeit noch nicht zu genügen sahen, denn er saßte mit spitzen Fingern den Saum meines Kleides und entfaltetete seinen entweihten Glanz vor des Großonkels Augen.

„Da sieh mal, Großonkel, wie sie aussieht, so macht sie's immer!“

Ich hätte mögen in die Erde sinken. Da erfaßte die liebe Hand zum ersten Mal meine kleinen, zitternden Finger, mein

Der Großonkel hatte nie gesagt: „Else, sei recht artig und fleißig!“ aber ich fühlte, daß es ihn freuen würde, und so saß ich in den Lehrstunden mit gefalteten Händen Fräulein Drews gegenüber und nahm ihr die Worte fast vom Munde, nur um nachher zum Großonkel sagen zu können: „Ich war ganz artig, lieber Großonkel, die Gouvernante hat mich nicht einmal gescholten.“

So hatte ich am Tage nach seiner Ankunft gesprochen und er hatte mich wieder an sich gezogen, mein Haar gestreichelt und dabei mit liebevollem Tone gesagt: „Meine kleine Else!“

Wie mein Herz dabei klopfte in entzücktem Schlag! — Hörte ich doch nie ein Liebeswort, küßte mich doch kein Mund, nicht einmal der der Mama, die Bruno und die kleinen Schwestern viel mehr liebte, da die Gouvernante nicht so oft über sie zu klagen hatte.

Ach ja, ich war das arme „Aschenbrödel“, über das ich so oft heiße Thränen geweint, und außer meinem grauen Täubchen und unserm alten Gärtner hatte mir bisher kein Herz auf Erden geschlagen, und nun nannte mich der Großonkel, von dem die Eltern stets in höchster Verehrung geredet: „seine kleine Else!“ . . .

Ich konnte doch nicht so bodenlos schlecht sein, wie Fräulein Drews es stets behauptete und wie auch die Mama es zu glauben schien.

An einem gesegneten Vormittage, als ich wieder an die liebe Thür geklopft und der Großonkel mir lächelnd geöffnet hatte, faßte er meine Hand, als ich mich eben zu seinen Füßen niederlassen wollte und zog mich an sein Knie. „Heut, meine kleine Else, hast Du den alten Großonkel zum letzten Mal besucht, denn morgen früh reist er wieder nach Haus!“

Ich schrie laut auf, schlang meine Arme um seinen Hals und brach in leidenschaftliche Thränen aus: „O lieber, lieber Großonkel, nimm mich mit Dir in Dein Haus! O bitte, bitte, ich mag nicht hier allein bleiben!“

„Warum denn nicht, mein Herzenskind?“ fragte er, während seine Hand wiederum liebevoll über mein Haar strich.

„O, weil Keiner mich lieb hat! Nicht die Mama und nicht der Papa, denn Fräulein Drews erzählt ihnen immer, wie unartig ich bin. O Großonkel, Du sagst das doch nie und Du hast mich doch lieb, nicht wahr?“

„Ja, mein armes Kind, ich habe Dich lieb!“

„Siehst Du,“ sagte ich freudig, „siehst Du, das wußte ich, und darum will ich mit Dir gehen, aber mein Täubchen muß ich mitnehmen, weißt Du, das graue, das so zahm ist, und Schratt auch!“

„Wer ist Schratt?“

„Das ist unser alter Gärtner.“

„Und warum willst Du den mitnehmen?“

„Weil er mich auch lieb hat, Großonkel! Weißt Du, ich muß nämlich fast alle Tage in der Ecke stehen und wenn Du fort bist, wird's wol wieder beginnen, dann gehe ich nachher in den Garten zu Schratt und erzähle es ihm und dann sagt er: ‚Das miserable Gestell!‘ Damit meint er nämlich die Gouvernante, und dann sagt er noch, ich sei gar nicht unartig, nur ein bißchen wild und die wilden Mädchen seien grad die besten nachher, und dann gibt er mir Kirschchen oder Pflaumen oder was er gerade hat; aber ich muß immer heimlich in seinem Stübchen bei ihm essen und darf den Anderen nichts davon sagen. Ist das nicht nett von ihm?“

Der Großonkel seufzte, aber er antwortete nichts.

„Nun Großonkel, hast Du Dich jetzt besonnen, soll ich mit Dir gehen?“

„Mein liebes Kind, höre einmal recht aufmerksam zu!“ sagte der Onkel und hob mich auf seinen Schoß. „Mitnehmen kann ich Dich nicht, denn ich wohne tief in einem großen Walde, wo weit und breit keine Schule ist und meine kleine Else muß noch viel, sehr viel lernen; aber in sechs Wochen, wenn die Sommerferien beginnen, sollst Du zu mir kommen, Deine Eltern haben es mir schon zugesagt, und sollst einen ganzen Monat bei mir und meiner alten Lehne bleiben.“

„O Du einziger, goldner Großonkel Du! aber in Deinem Walde gibt es doch gewiß auch Rehe und Hirsche und Bären? . . . O wie schön das werden wird, grade wie bei Schneewittchen! Ich will auch ganz brav sein und Deine alte Lehne nicht ein bißchen ärgern. O wie lieb ich Dich habe!“

Und in einem leidenschaftlichen Ausbruch kindischen Entzückens bedeckte ich sein Gesicht und seine Hände mit meinen Küßchen. . . . Glückseliger Tag mit seinen Zukunftsplänen und glückselige Nacht mit ihren Zukunfts träumen; aber als ich am andern Morgen erwachte, war der Großonkel abgereist und um mich her herrschte wieder der öde, graue Tag der alten Zeit.

Ich saß der Gouvernante wiederum unaufmerksam und theilnahmlos gegenüber, denn meine junge Phantasie folgte dem geliebten Onkel in seinen fernen Wald und ich achtete wenig der Großthaten des alten Römers, mit denen Fräulein Drews mich regalierte.

„Paßt Du auch auf, Else?“ fragte sie in dem scharfen Ton, den sie nur allein für mich hatte.

„Gewiß, Fräulein Drews!“

„Was habe ich eben erzählt?“

„Von . . . von . . . ich weiß nicht gleich wie er hieß, aber ich glaube, es war so Etwas von einer bösen Stiefmutter dabei, denn sie stachen ihm ja auch die Augen aus und brieten sie in der Sonne . . . brrrr!“

„Du unaufmerksames Kind!“ und sie machte einen Strich auf der Straftabelle, die beständig neben ihr auf dem Tisch lag und deren Dreizahl, in einem Vormittag vollendet, mich ohne Gnade auf meinen Wachtposten hinter den großen Eichenschrank beförderte.

„Gib jetzt die Tafel her, daß ich Dein Exempel nachsehe!“

„Mein Er — em — pel . . .?“

Ach lieber Gott, wie hätte ich an „mein Exempel“ denken können, da der geliebte Großonkel in wenig Stunden abreisen wollte und ich mit jeder Minute geizte, die ich noch um ihn sein durfte!

Ich hatte mich zu Mittag und Abend von dem kindertische fortgeschlichen und mein Stühlchen neben seinen Sitz gerückt, wo ich, weil's das letzte Mal war, von den Eltern schweigend geduldet ward, so wenig ihre strenge Pädagogik auch sonst die Gegenwart der Kinder bei der Unterhaltung der Erwachsenen gestattete.

„Gib Deine Tafel her!“

Ich reichte sie mit unterdrücktem Seufzer.

„Was . . . warum hast Du nicht gerechnet?“

„Weil,“ ich schluckte den aufsteigenden Troß noch einmal tugendhaft hinunter, „weil ich bei Großonkel saß, bis ich zu Bett mußte.“

„So . . . für mich keine Entschuldigung!“ sagte die Dame trocken und zog den zweiten Strich.

„Steh auf und sage jetzt die Gebete her!“

Ich glitt von meinem Sessel herab und faltete mechanisch die Hände, aber ehe ich noch beginnen konnte: „Du sollst . . .“ fiel der Gouvernante stets spähendes Auge auf das handgroße Loch in meinem nagelneuen Latzschürzchen, das die Tischplatte bis jetzt barmherzig ihren Blicken verdeckt hatte.

„Was ist das?“ fragte sie und zog mich mit unsanfter Hand zu sich heran.

„Das war Bruno!“ sagte ich zornig.

„Bruno . . .? Weil Du ihn wieder geschlagen hast, jedenfalls!“

„Ja, ich habe ihn geschlagen,“ sagte ich trotzig, „recht tüchtig habe ich ihn geschlagen, denn er hat mich wieder ge-neckt! Er sagte: ‚Etsch, etsch, jetzt ist der alte Großonkel fort und nun mußt Du wieder in die Ecke!‘ Da habe ich sein Lineal genommen und hab's dem ungezogenen Jungen tüchtig eingetränkt!“ und meine eben noch zum Gebet gefalteten Hände schlug ich jetzt in schadenfroher Erinnerung zusammen.

„O Du grundböses Kind!“ sagte die Gouvernante und griff nach der Feder, um den entscheidenden Strich mit feierlichem Nachdruck zu ziehen. „So! Hatte der Bruno etwa nicht recht? So lange der Herr Forstmeister da war, konntest Du artig sein, kaum ist er fort, so beginnt die alte Leier!“

„Ja,“ schrie ich, jetzt ganz von meinem guten Geist verlassen, „stellen Sie mich nur wieder in die Ecke, ich mache mir gar nichts draus!“ Und ich brach in einen Strom zorniger Thränen aus.

Eine Stunde darauf stand ich denn auch richtig wieder an meinem alten Ehrenplatz, aber er kam mir gar nicht mehr so trostlos vor. Ich kauerte mich auf die Diele nieder, wickelte mein Schürzenband um die Finger auf und ab und malte mir dabei aus, wie ich Großonkels Bären zähmen wollte, daß sie mir das Brod aus der Hand fräßen, wie mein Täubchen . . .

Ja, die Besserung hatte nicht Stich gehalten, wie die Mama es schon damals bezweifelt; ich war wieder „wie ausgewechselt“ und holte an Unart zwiefach nach, was ich in den vergangenen Wochen versäumt hatte. Wem zu lieb sollte ich denn artig sein? Ich liebte ja Niemanden im Hause außer Schratt, und der freute sich im Stillen über jeden Streich, den ich der verhassten Gouvernante spielte. So versprach ich denn, bei der allgemeinen Erziehung im Hause und der speziellen im Garten, allmählig Das zu werden, was die Gouvernante schon jetzt in mir sah: „ein grundböses Kind.“

Und weiter rückte die Zeit, langsamer freilich als je für mein ungeduldig sehndes Kinderherz, aber sie rückte dennoch weiter.

„Schratt,“ sagte ich, als ich wieder einmal, von meinem Wachtposten erlöst, in den Garten zu meinem heimlichen Märkten flog, „Schratt, nur noch acht Tage sind es von heut an gerechnet, bis ich in den Wald zum Großonkel darf; ich krage alle Tage, wenn ich in der Ecke stehe, einen Strich aus und nun stehen nur noch acht Striche an der Wand.“

„Na Elschen, dann nimm Dich nur noch recht zusammen, daß Dir das ‚miserable Gestell‘ keinen Querschnitt macht.“

„Querschnitt?“ fragte ich verwundert, „aber Schratt, sie weiß ja gar nichts von den Strichen an der Tapete.“

„Mein Kind, so meint ich's nicht . . . daß sie Deine Hoffnungen auf die Ferien nicht zu Schanden macht.“

„O Schratt, was Du denkst! Das darf sie ja gar nicht, die Eltern haben's ja dem Großonkel versprochen.“

„Na — na — na!“

Am andern Morgen saß ich mit besonders guten Vorsätzen am Schultisch, denn meines Freundes Worte hatten

mich doch ein wenig bedenklich gemacht. Ich malte mit schweigendem Eifer meine Hieroglyphen in das neue Schreibheft und kürzte mir die langweilige Einförmigkeit des großen Alphabets mit den herrlichsten Ferienträumen, da erklang plötzlich von der Strafe her eine fremdartige Musik.

Ich hob den Kopf. Fräulein Drews war eben hinausgegangen, Bruno, ihren Liebling, aus dem Garten hereinzuholen zum Buchstabiren, ich hatte also keine Ueberraschung zu fürchten.

Gilg glitt ich von meinem Sessel herab und lief ans Fenster: Himmel, über den großen Marktplatz gegenüber schritt ein Kameel mit einem possierlichen Messchen auf dem Rücken, und neben ihm her trotteten zwei große schwarze Bären, während ein Hause jubelnder Kinder die fremdartige Gruppe umtreifte. Sofort war Alles vergessen, was ich noch soeben fromm im Herzen gehegt; ich flog, die Feder in der Hand, zur Thür, schlüpfte in den Corridor und war im nächsten Augenblick, ohne daß es Jemand im Hause gewahrt, auf der Strafe, wo ich mitten in den jubelnden Schwarm mich drängte und entzückt neben den beiden Bären herlief.

Straßauf, straßab ging es; vor jedem Hause, das eine Ernte zu versprechen schien, hielt der Führer still: das Kameel beugte die Kniee, das Messchen auf seinem Rücken schoß Purzelbäume in seinem rothen Röckchen und setzte sich dann gravitatisch dem Kameel auf den Kopf, von dort aus, unter dem Beifallsjauchzen der Kinderschaar, die komischsten Grimassen schneidend, und zuletzt tanzten die beiden Bären nach dem Schall einer Trommel und den grellen Tönen eines Dudelsacks — es dünkte mich ganz märchenhaft, und ich preßte die verschlungenen Hände gegen die Brust in athemlosem Entzücken . . . grad so sollten es Danks Bären auch lernen.

Und weiter ging der Zug, unermüdetlich aus einer Strafe in die andere, und ich mit ihm, ohne der enteilenden Zeit zu achten, endlich gelangten wir in ein Nebengäßchen fast am Ende der Stadt.

„So Kinder, nun ist's für heut zu Ende!“ sagte der Führer. „Meine Thiere müssen nun ruhen, 's ist Futterzeit auch für Euch, geht nun nach Haus!“

Die Kinder blieben noch einige Augenblicke stehen und sahen den Thieren nach, die durch den Thorweg in den Hof einer armseligen Herberge geleitet wurden, dann zerstreuten sie sich und liefen jubelnd, wie sie gekommen, von dannen.

Nur ich konnte mich noch nicht zum Heimweg entschließen, ich mußte vorher noch den Führer um die Zähmung seiner Bären befragen. So wartete ich, bis der Letzte des Kinderschwarmes sich verlaufen und schritt dann mit schnellem Entschluß durch den Thorweg in den schmutzigen Hof.

Der Führer hatte die beiden Bären an die Stallthür gebunden und füllte eben am Brunnen einen Eimer, um sein Kameel zu tränken.

„Bitte, lieber Mann,“ sagte ich, „erzähle mir doch, wie Du Deine Bären gezähmt hast!“

Der Mann sah das zierlich gekleidete Kind einen Augenblick verdutzt an, dann brach er in schallendes Gelächter aus.

„Das ist 'n Spaß!“ rief er, mich von oben bis unten musternd. „Wozu will denn das Prinzgöckchen das wissen?“

Ich stockte einen Augenblick, eingeschüchtert durch sein lautes Lachen, dann aber siegte mein kindisches Verlangen und ich bat noch einmal: „Ach bitte, guter Mann, sage es mir doch!“

„Na schön, kleine Dame, aber umsonst ist der Tod. Was bekomme ich für meine Lection?“

„Geld habe ich keins!“ sagte ich kleinlaut.

„Kein Geld in der Tasche und so vornehm angezogen und so ein schönes, goldnes Kreuz um den Hals,“ sagte der Mann, „da behalte ich meine Weisheit für mich!“

Ohne zu zögern, knüpfte ich das Sammetband los und reichte es sammt dem goldnen Kreuz, dem letzten Geschenk meiner seligen Großmama, dem Manne hin.

„Na, Christian,“ nickte er zu dem Hausknecht hinüber, der so eben in die offene Stallthür getreten war, „Du bist Zeuge, daß sie mir's freiwillig gegeben hat. Also, kleine Dame, man nimmt solche Bestien vor, sticht ihnen ein Loch in die Nase und zieht einen eisernen Ring hindurch; dann läßt man sie gehörig hungern und prügelt sie des Tages mehrmals mit solcher Knute windelweich,“ damit knüpfte er von seinem messingbeschlagenen Ledergürtel eine geflochtene Riemenpeitsche mit kurzem Stiele los; „nach acht Tagen sind sie dann so zahm wie die Lämmer.“

Ich blickte ihn an voll Furcht und Abscheu: „O, Du böser Mann,“ rief ich endlich, „so hat's doch Schneewittchen nicht gemacht!“

„Kann schon sein,“ lachte der Mann überlaut und der Christian stimmte jetzt mit ein, „kann schon sein, daß es Schneewittchen anders gemacht hat, aber Sie wollten ja wissen, kleine Dame, wie ich es mache.“

Ich fühlte mich am Ende meiner Logik und auch meines Muthes, noch einen Blick voll Bohn warf ich auf den lachenden Bösewicht, einen milderen auf die armen Bären an der Stallthür, dann wandte ich mich stolz von dannen und schritt zurück auf die Strafe.

Aber nach welcher Seite mußte ich nun gehen, um wieder nach Haus zu gelangen?

Dieser Stadttheil war mir gänzlich fremd; so wandte ich mich denn endlich links und schritt schnell aus, denn die Sonne brannte heiß auf meinen bloßen Kopf hernieder und dazu empfand ich einen heftigen Hunger. Bald gelangte ich an eine Querstraße und bog dort hinein, aber es war Alles wildfremd um mich her, und plötzlich überfiel mich eine Angst: alle Schauererzählungen von verirrtten Kindern, von Zigeunern, die sie aufgefangen, mißhandelt und sie gezwungen, auf dem Seile zu tanzen, fielen mir ein. Ich begann, laut zu weinen und lief wie gejagt weiter und weiter, bog rechts ab und dann wieder links und kam in immer neue Straßen, aber unser Haus fand ich nirgend.

Mir war zu Muth wie in einem Traum, aber in einem bösen Traume, und halbtodt vor Ermüdung, Angst und Hunger sank ich endlich auf die Stufen eines Bäckerladens nieder, zog mein Schürzchen vor's Gesicht und schluchzte, als müßte mir das Herz brechen.

Plötzlich legte sich eine Hand auf meine Schulter, und als ich emporschaute aus verweinten Augen, stand hinter mir eine sauber gekleidete junge Frau und blickte mich voll Mitleid an.

„Du“ rief ich, noch ehe sie fragen konnte, „ich habe mich verirrt! ich war bei den Bären und kann mich nun nicht wieder nach Hause finden.“

„Ja, wo wohnst Du denn, Kleine?“

„Herr Gott, Madame,“ tönte da eine helle Stimme, noch ehe ich antworten konnte, „das ist ja Gerichtsdirektors Kleine, wo ich das Frühstück bringe. Herr Je, wo kommt die denn nur hierher?“

„Na, Hannchen, da frag nur nicht lange; nimm das arme Ding an die Hand und bring' es nach Haus, ihre Leute werden sich schön ängstigen!“

O wie entzückt ich aufsprang! Vergessen war alles Leid, selbst dessen, was mich erwartete, dachte ich jetzt nicht. Ich trocknete hastig die Augen, glättete mein zerknittertes Schürzchen und machte der guten Bäckerfrau einen artigen Knix; dann faßte ich Hannchen's Hand, um mich von ihr nach Haus führen zu lassen.

Es begannen doch jetzt hange Sorgen durch mein Hirn zu huschen und ich hörte kaum noch auf Hannchen's theilnehmende Fragen; heut kam ich sicherlich nicht mit dem bloßen Eckenstehen davon — und wenn Schratt Recht behielte. . . ! Aber ehe ich noch diesen Gedanken bis zu seinem bitteren Ende verfolgen konnte, bogen wir in eine wohlbekanntere Straße ein, und dort stand unser Haus.

Mit immer kleineren Schritten ging ich neben Hannchen her, endlich standen wir an der Hausthür, die jetzt fest verschlossen war.

„Klinge nur ganz leise,“ wollte ich gerade sagen, da erscholl der Ton der großen Glocke schon gellend durch das Haus und in der nächsten Minute öffnete unsere alte Köchin die Thür.

„Da ist ja der Ausreißer wieder!“ sagte sie lachend.

„Na, Elschen, wie wird Dir's heut ergehen! Die Gouvernante ist fuchswild, Mama hat Deinetwegen mit ihr gezankt und Schratt hat Dich in der ganzen Stadt suchen müssen. Vor einer Viertelstunde ist er heimgelommen und nun ist Papa auf die Polizei. Na, geh nur hinein, den Kopf können sie Dir ja nicht abreißen!“

Ich schlich ins Schulzimmer, mit ach, wie schwerem Herzen. Fräulein Drews saß nicht an ihrem gewöhnlichen Platz, sondern ging mit übereinandergeschlagenen Armen im Zimmer auf und ab. Als ich eintrat, wandte sie sich um, blieb stehen und stützte die Hände auf die Tischplatte, von dort aus mit vernichtender Hoheit auf die Sünderin niederblickend.

„Bist Du wieder da, Du unverbesserliches Kind!“ sagte sie mit tödtlicher Ruhe. „Wo warst Du?“

„Bei den Bären!“ entgegnete ich kleinlaut.

„So, nun höre! Die Mama hat es vorhin beschlossen und ich kann es nur billigen, Du darfst nicht zum Großonkel, Du bleibst zu Hause!“

Da war es, das Verhängniß, dessen Nahen ich vorhin dunkel empfunden, aber ich fügte mich ihm nicht in christlicher Ergebung. Ausgelöst war mit Einem Hauch alles Schuldgefühl in meiner Seele und nur eine Woge verzweiflungsvollen Schmerzes und zorniger Empörung fluthete jetzt darin. Ich ballte die kleinen Fäuste und stürzte auf die Gouvernante zu: „Nein!“ schrie ich zu ihr hinauf, „nein, ich bleibe nicht hier bei Dir und Bruno. Ich will nicht bei Dir bleiben, Du — Du — miserables Gestell!“ und während die Gouvernante stumm vor Entsetzen einen Schritt zurücktrat, wandte ich mich und stürzte zur Thür hinaus, dem Garten zu, meinen Jammer dort meinem einzigen Freunde zu klagen.

Ich flog wie der Sturmwind die Gartenstiege hinab, seinem Häuschen zu, riß die Stubenthür auf und warf mich laut aufweinend an seine Brust.

„Gott im Himmel sei Dank,“ flüsterte der gute Alte, „daß Du wieder da bist!“ und er streichelte mit seiner rauhen Hand zärtlich mein erhitztes Gesicht.

„Schratt, Schratt, der Quertrieb!“ schluchzte ich, sowie ich den Athem wieder fand. „Ich soll nicht zum Großonkel, ich soll nicht zu meinem lieben, einzigen Großonkel!“

„Das dachte ich mir!“ sagte er halbblau und führte mich zu dem alten, ausgedienten Lehnstuhl, neben dem großen, blaugewürfelten Himmelbett. „So, Elschen, nun weine Dich nur erst aus,“ sagte er, mich sanft hineindrückend, „und dann erzähle Alles ganz genau!“

„Nein, nein, ich will nicht weinen,“ schluchzte ich, „ich will Dir Alles schnell erzählen und dann laufe ich fort!“

„Gott behüte, Kind! Erst werde nur ruhig und dann wollen wir schon weiter sehen.“

Noch einigemal schluchzte ich krampfhaft auf, dann faßte ich mich gewaltsam und berichtete meinem Getreuen mit fliegenden Worten die Abenteuer dieses Vormittags, meinen Empfang im Schulzimmer und was ich im Zorne zu der Gouvernante gesagt. „Ja, guter Schratt, es war recht schlecht von mir, aber ich hätte Alles um mich her entzweischlagen mögen, so böse war ich!“

„Schlimm, Elschen, sehr schlimm, mein Kind!“ murmelte Schratt und wiegte sorgenvoll sein struppiges Haupt. „Wenn sie rausbekommen, daß Du das von mir leider aufgeschnappt hast, darfst Du sicher nicht mehr her, so lange ich auch schon in Eurem Hause bin!“

„O Schratt, Du denkst doch nicht, daß ich Dich verrathen werde?“

„Aber, Elschen, sie werden Dich so lange peinigen, bis Du Alles bekennst. . .“

„Laß sie mich peinigen!“ sagte ich heldenmüthig, „sie peinigen mich ja immer, ich verrathe doch kein Sterbenswörtchen! Aber jetzt hilf mir nur, guter Schratt! Siehst Du, ich muß fort! hier bei Bruno und dem miser. . . ich wollte sagen, bei der Gouvernante, halte ich es nicht mehr aus, ich will zu meinem guten, lieben Großonkel. Weißt Du, Schratt, wir wollen zusammen fortlaufen! Nicht? Ist es sehr weit? Kommen wir nicht morgen früh hin, wenn wir heut Nacht, wenn Alles schläft, fortlaufen?“ Und ich sah ihm erwartungsvoll in das ehrliche Gesicht.

„Nein, Elschen, so geht es nicht. Laß mich ein Weilchen überlegen!“ Und er schob seine Schirmmütze auf dem grauen Haupte hin und her, während ich mit gefalteten Händen vor ihm saß und kaum zu athmen wagte, um ihn nicht zu stören. „Wie wäre es, Kind, mit einem Briefe an den Herrn Forstmeister?“

„Ja Schratt, ach ja, guter Schratt, ich will ihm einen Brief schreiben, aber gleich und hier bei Dir, denn drin leiden sie's nicht! Aber Du hast gewiß nichts von Papier und Federn hier!“

„Doch, doch, mein Kind, es wird sich schon noch Etwas finden.“ Damit trat er an das Wandchränkchen neben der Stubenthür. „Siehst Du, hier ist noch ein großer Bogen Papier, ein bißchen fleckig freilich ist er, und hier ist Dinte. Wenn wir ein paar Tropfen Wasser zugießen, wird's schon gehen, aber die Feder ist ziemlich verrostet.“

„Schadet nichts, Schratt, schadet nichts, es wird schon gehen!“

Ich war aufgesprungen und half dem alten Freunde, die ausgebreiteten Sämereien auf dem Gartentisch am Fenster vorsichtig zusammenschieben, damit eine Ecke frei ward, dorthin legte Schratt den ehrwürdig vergilbten Bogen auf ein altes Zeitungsblatt, rückte einen Gartensessel heran und tauchte die Feder in die frisch gebraute Dinte: „So nun schreib, Kind, und mach's ihm recht dringend!“

Ja, das wollte ich gewiß. Eilig ließ ich mich auf dem harten Sitz nieder und begann den ersten Brief in meinem Leben, und weil mir das Herz übertoll war, ging es leichter, als wir Beide gedacht: „Lieber, guter Onkel, sie wollen mich nicht zu Dir lassen, weil ich heut mit den Bären mitgelaufen bin, und Du hast es mir doch versprochen und die Mama auch, und ich muß zu Dir kommen oder ich laufe fort. Ich muß jetzt wieder alle Tage in der Ecke stehen, alle Tage, und Mama sagt, ich sei wieder wie ausgewechselt. Ich weiß gar nicht, wie das kommt, aber bei Dir bin ich gewiß artig, drum hole mich, lieber, goldner Großonkel, sonst muß ich ganz gewiß fortlaufen. Ich bin Deine kleine Else.“

„Ja, so geht's!“ sagte Schratt, nachdem er mit kunstverständigem Auge dies erste Product meiner Muse geprüft. „Der Herr Forstmeister kann gar nicht anders, er muß sofort mit Extrapost herreisen.“

„Weißt Du was, Schratt,“ sagte ich in plötzlicher Eingebung, „schreibe Du auch einige Worte dazu, daß der Großonkel es auch gewiß glaubt!“

„Ne, Elschen, das wäre wider den Respect!“

„Nein, nein, schreib nur, guter Schratt! Großonkel wird nicht böse, ich werde es ihm schon nachher erklären!“

„Na, wenn Du meinst. . .“ sagte er überwunden, tauchte die Feder ein und schrieb, während ich ihm aufmerksam über die Schulter schaute, mit mächtigen Buchstaben unter meine kindischen Züge: „Es ist Alles wahr, gestrenger Herr Forstmeister, auf Soldatenwort — Gehorsamst Schratt.“

Dann faltete mein Freund das wichtige Schriftstück nach Soldatenart zusammen und verschloß es mit Hilfe eines Hornknopfs und eines Restchen Siegelwachs, das sich noch in der Tischlade vorfand.

„So, und nun noch die Adresse, Elschen!“

Und gehorsam malte ich in zwei steifen Reihen, wie Schratt es mir dictirte: „An den Herrn Baron von Steinberg auf Schloß Waldruf bei N.“; dann ließ er das Schriftstück in seine Rocktasche gleiten. „Und nun, Elschen, geh durch die Hintertür nach dem Teich und füttere die Schwäne, wie Du es ja immer thust, für den Fall, daß sie Dich suchen.“

Ich nickte stumm, und dann schieden wir ernst und schweigend, wie es Verschwörern zukommt. Er, um als freier Mann mit emporgehobenem Haupte durch die Vorderthür zu gehen, ich, um mich aus der Hintertür durch schattige Decken nach dem Schwanenteich zu schleichen.

(Fortsetzung folgt.)

Der alte Fiedelmann.

Ballade von Felix Dahn.

Das ist der alte Fiedelmann,
Umwallt vom grauen Bart:
Hebt der sein machtvoll Liedel an,
Tönt's ganz besonder Art:
Wie Zauberwang geschwinde
Lockt er vom Dorf die Kinde
Heraus zur Heiden-Linde.

Und spielt er auf zum Sunnwend-Tanz,
Lupft sich von selbst der Fuß:
Des Burschen Haar, der Dirne Kranz
Tauscht knisternd heißen Gruß:
Wer ihrer nie ward inne,
Dem weckt er süße Minne.
Bald schwindeln alle Sinne.

Und singt er grau vergangne Zeit, —
Von Heldentod-Geschick,
Vom Heunensturm, vom Völkerstreit: —
Wie sprüht der Männer Blick!
Das hallt wie helle Harfen,
Da Kön'ge noch die scharfen,
Die Schild-durchschmetrer warfen!

Und tiefer zieht den Schlappenhut
Der Wirbart ins Gesicht:
Hei, wie ihm lang verhaltne Gluth
Vom grauen Auge bricht:
Er singt, mit bitterm Leiden,
Vom Gram der letzten Heiden
Und von der Götter Scheiden.

„Der Eichenhain in Flammen loht!
Der heilige Quell ward blutger Pfuhl.
Frau Bertha klagt: hilf Sassenöt:
In Trümmer barst die Irmsenul!
Ach! lichtumflöß'ne Frauen,
Aus götterleeren Gauen
Empor zu Asgard's Auen!“

Und Sehnsucht füllt der Hörer Sinn. —
Da stirbt gemach der Fiedel Ton:
Wo kam, wo schwand der Alte hin?
Am Saum der Haide schwebt er schon!
Noch fern klagt seine Weise,
Es zieh'n ums Haupt ihm leise
Zwei Raben ihre Kreise! —

Die reichsten Schriftstellerinnen.

Von Gustav Karpeles.

Man wird es mir, schon beim Anblick der Ueberschrift, vielleicht als Widerspruch vorrücken, daß ich von reichen Schriftstellerinnen zu sprechen gedenke; wird die Zusammenstellung von Reichthum und literarischer Arbeit geradezu als etwas Ungehöriges tadeln; dennoch soll mich diese von mir vorausgesehene Opposition in meinem Vorhaben nicht beirren. Dem boshaften Witz gegenüber wird die Thatfache genügen, daß es — literarhistorisch unbestritten — nicht die Noth, sondern der innere Drang war, der die Frauen in die Arena der Literatur geführt hat; daß daher auch heute noch das literarische Frauenproletariat procentualiter erheblich geringer ist als das der Männer; übrigens wird im Folgenden von dem größeren oder geringeren materiellen Ertrage weiblicher Schriftstellerei überhaupt nicht die Rede sein. Ich will in der That von den reichsten Schriftstellerinnen sprechen, aber von denen, die zugleich auch die reichsten Frauen überhaupt sind — und deren Reichthum ihre literarische Thätigkeit nicht gehindert hat, während andererseits ihre literarische Thätigkeit durch ihren Reichthum nicht gerade schädlich beeinflusst worden ist — ich meine von den Damen des Hauses Rothschild.

Biel zu wenig ist die merkwürdige Thatfache bekannt, daß fast sämtliche Frauen dieses Welthauses die Feder ebenso gewandt führen, als deren Männer die Course. Wenn man den Namen Rothschild nennt, so denkt man zunächst an die Milliarden dieser Geldmacht, dann vielleicht noch an die vielen Anekdoten von der Wohlthätigkeit der einzelnen Mitglieder

dieser Familie, und schließlich regt sich in mancher Brust noch der Seufzer: „Ach, wir Armen!“ und der Traum, was wir Alles anfangen würden, wenn wir so viel Geld besäßen, schließt die Gedankenreihe harmonisch ab. Daß aber die Familie Rothschild auch in der Literatur eine nicht ganz unerhebliche Rolle spielt, wissen die Wenigsten, und ich bin überzeugt, daß meine bezüglichlichen Mittheilungen eine willkommene Neuigkeit für Viele sein werden.

Eine alte Neuigkeit freilich — denn bereits nahezu dreißig

Charakterist der literarischen Arbeiten dieser Familie erheblich beitragen werden. Einmal sind fast alle ihre Arbeiten zugleich in englischer und deutscher Sprache erschienen — ein schöner Beitrag zu jener großen Verjöhnung der Literaturen, die der greise Goethe ahnte und plante. Sodann sind fast sämtliche Damen Rothschild — theologische, oder zum mindesten moralistische Schriftstellerinnen, drittens aber, und das scheint mir das Wesentliche, sind alle ihre Arbeiten von einem so humanen Geiste der Liebe und Toleranz durchweht, daß sie vielen theo-

Schriftsteller, ich glaube von Julius Rodenberg, in seinen Berichten aus London als eine der merkwürdigsten Erscheinungen der an Merkwürdigkeiten so reichen Weltstadt geschildert worden. Eine Dame von solcher Stellung, die allsabbatlich den Glanz und Lärm der City verläßt und zu den armen Mädchen in Bell Lane herabsteigt, um ihnen moralische Vorträge zu halten, ist gewiß eine Merkwürdigkeit. Nun muß man aber diese Vorträge lesen, die so einfach und schlicht, ohne jede religiöse Extravaganz, die ja in England namentlich nicht selten ist,



Auf schwierigem Pfad. Nach dem Gemälde von Dupain.

Jahre sind vergangen, seit die erste Schrift einer Dame dieses Hauses erschienen ist. Und noch länger ist es her, daß die Stammutter der Rothschild's, die berühmte Gedula, die Börne und Gutzkow so liebenswürdig geschildert und deren geistige Begabung sich auf alle Töchter der Familie vererbt zu haben scheint, ihr Häuschen „zum grünen Schild“ in der engen Frankfurter Judengasse für immer verließ. „Sie ist der Genius, der über ihre Kinder Wache hält,“ sagte ein deutscher Dichter von der alten Frau — und in der That hat sich der Geist Gedula's auf ihre Söhne und Töchter, ja auch auf ihre Entelinnen vererbt und so das Andenken der bedeutenden und edlen Frau rege erhalten.

Die erste Schriftstellerin des Hauses Rothschild war die Freiin Luise v. Rothschild, die Wittve des vor einigen Jahren verstorbenen Anthony v. Rothschild in London. Ihr literarisches Debut erfolgte im Jahre 1855.

Ich muß einige Bemerkungen vorausschicken, die zur Cha-

logischen Schriftstellern hüben wie drüben als Muster aufgestellt werden dürften.

Von diesem milden Geiste der über dem Trennenden der Confessionen stehenden Humanität und Menschenverbrüderung sind auch die bescheidenen Gaben durchweht, die Luise v. Rothschild in englischer und deutscher Sprache erscheinen ließ. Und zwar war es zunächst ein Gedenkbüchlein: „Bibelverse für alle Tage des Jahres,“ in 52 Abschnitten je 7 Verse enthaltend, und einige Jahre später ein Band von 20 Reden: „Gedanken über biblische Texte, in Reden an meine Kinder,“ in denen die Verfasserin in echt mütterlicher Weise zu ihren Kindern spricht, und in denen die literarische nicht minder wie die pädagogische Begabung erkennbar hervortritt.

Dem englischen Zweige der Familie gehört auch Charlotte v. Rothschild an, die als Schriftstellerin zehn Jahre später auftrat, deren Wissen noch bedeutender und umfassender zu nennen ist. Sie ist bereits von einem bekannten deutschen

aber voll gesunder und praktischer Moral die jungen Mädchen über die Grundwahrheiten der Religion, von der Nächstenliebe, von der Wahrheit und der Lüge, von Tod und Unsterblichkeit u. s. w. belehren, um den Erfolg zu begreifen, den dieses, wie fast alle Publicationen der Damen Rothschild, anonym erschienene und sowohl ins Deutsche wie ins Französische übertragene Buch bei seinem Erscheinen errungen hat. Freilich war dieser Erfolg kein buchhändlerischer, denn das Werk wurde nicht verkauft, sondern verschenkt, und Jeder, der sich beim Verleger meldete, konnte ein Exemplar erhalten, wol aber ein idealer, insofern die Kritik, ohne den Autor zu kennen, den Werth des Buches anerkannte, und daß der Geist dieser Reden auch in weitere Kreise gedrungen ist und dort Begeisterung und Liebe geweckt hat. Im Jahre 1869 ließ die Verfasserin noch einen Band von 21 Reden folgen, die sie gleichfalls in jener von ihr selbst gegründeten Freischule für arme Mädchen gehalten hatte. Nächst diesen Schriften

schrieb Charlotte v. Rothschild auch noch ein Buch „Gebete und Betrachtungen,“ die sie dem Andenken „einer tiefgeliebten frühvollendeten Tochter“ widmete, und einen Band Erzählungen für die Jugend: „From January to December“ betitelt, zu meist naturgeschichtlichen und allgemein belehrenden Inhaltes, aus dem zwei größere Erzählungen „die Museen“ und der

„kostbare Juwel,“ die für die Darstellungskunst der Verfasserin zeugen, vielleicht auch den geschätzten Leserinnen bekannt geworden sind. Eine Reihe von Gedichten, die sich an das Buch schließt, ist zum größten Theil eigene poetische Gabe, den Rest bilden Uebersetzungen aus französischen und deutschen Dichtern. Von letzteren ist namentlich Paul Heyse bevor-

zugt. Ob aus poetischer oder verwandtschaftlicher Zuneigung? Ich weiß es nicht, erzähle aber sicherlich ein nicht uninteressantes Factum, wenn ich hier beifüge, daß Paul Heyse mit dem Hause Rothschild verwandt ist, da seine Mutter eine leibliche Tante der Freiin Adelheid v. Rothschild in Neapel war, deren Haus, nebenbei gesagt, dort den einzigen literarischen



In der Kindertanzstunde.

Be-
ngen
den.
Blanz
n in
alten,
diese
igöde
t ist,

Mäd-
sten-
terb-
den
oth-
e ins
ngen
denn
eder,
alten,
or zu
der
und
1869
igen,
chule
isten

Salon aufwies und Bildung und Wohlthätigkeit in seltenem Maße vereinigte.

Eine Mutter, die fremde Kinder in so vernünftigen pädagogischen Grundsätzen erzieht, wird sicherlich auch ihre eigenen nicht vernachlässigen. Und so kann es uns, nach dem Gehörten, kaum noch verwundern, wenn wir nach Charlotte und Luisa auch die beiden Töchter, Constanze und Anna, kühn und frei auf den Markt der Literatur treten sehen. Und zwar diesmal mit einem populär-wissenschaftlichen Werke, das nicht geringes Aufsehen erregte: „The History and Literature of the Israelites.“

Nur mit Mühe widerstehe ich dem Beginnen, einige Excerpte aus diesem, so viel ich weiß, bis jetzt noch nicht übersehten Buche zur Bekräftigung dieses Urtheils hier anzuführen. Aber die Mittheilung einer Stelle kann ich mir doch nicht versagen, die eher charakteristisch ist für den Geist der jungen Millionärinnen als für den des Propheten Jesajas, um den es sich darin handelt.

„Wie kommt ihr mein Volk unterdrücken?“ ruft der Prophet allen Großen, Angesehenen und Reichen des Landes zu. Die niederen Classen blickten vergebens auf sie, um Hilfe und Unterstützung, Rath und Lehre von ihnen zu empfangen. Die Frauen und Mütter der Großen und Reichen waren ebenfalls befallen durch die Sünde des Stolzes, die schlimmste Folge des Reichthums. Die Töchter Zions übten keinen mildernenden Einfluß auf die Verhältnisse, sie umgaben ihren häuslichen Herd mit keinem frauenhaften Reiz. Jesajas, der wol wußte, daß sie in nicht geringem Grade die Ursache der allgemeinen Verderbtheit seien, verfolgte ihre eiteln Spiele mit dem schärfsten Spott; er klagt sie mit ebenso großem Hohn wie Hohn an, weil sie „einhergehen mit emporgerecktem Halse, mit verführerischen Blicken, trippelnden Ganges und mit ihren Füßen ein Gekirr machen.“

„Habe ich es nöthig, diesem charakteristischen Sittenpiegel einer verkommenen Gesellschaft noch ein erläuterndes Wort hinzuzufügen?“

Auf denselben Ton ist auch ein culturhistorischer Essay gestimmt, den Constanze, die ältere der Schwestern, im „New Quarterly Magazine“ über die „jüdischen Frauen und ihre Stellung in den verschiedenen Zeiten“ veröffentlichte, und der eben so viel Belehrung wie Kenntnisse und eine nicht gewöhnliche Darstellungsgabe verräth.

Ich komme zu dem deutschen Zweige der Familie, deren Entfaltung, Fortgang, Wachsthum und Einwirken auf die Gestaltung der politischen und socialen Verhältnisse nicht bloß Europas, sondern der ganzen Welt, ein Ereigniß so imposanter Natur ist, daß die Geschichte aller Zeiten und Völker hierfür kein Analogon bietet.“

Da tritt uns zunächst eine Schriftstellerin entgegen, von deren Schriften ich, zu meiner Beschämung, nichts zu sagen weiß, als daß sie existiren. Kein Katalog und keine Literaturgeschichte nennt sie, nicht einmal das compendiose Werk von H. Groß über Deutschlands Schriftstellerinnen. Louisa v. Rothschild in Frankfurt a. M. ist die Verfasserin, eine Dame, deren humanitäres Wirken der deutsche Kaiser 1871 durch Verleihung des Louise-Ordens geehrt hat. Ich kann nicht einmal sagen, welche Thematata diese Schriften behandeln, aber genug, sie existiren.

Desto mehr kann ich von der literarischen Arbeit einer Tochter dieser hervorragenden Dame berichten, die mir die eigentliche Veranlassung zu dieser literarhistorischen Skizze gegeben hat. Ein kleines, anonym herausgegebenes Büchlein, das vor einigen Monaten bei C. L. Morgenstern in Leipzig erschienen und das bereits seit Wochen auf meinem Schreibtisch liegt, hat durch ein glückliches Ungefahr mich auf den Namen der Autorin gebracht und zu weiteren Nachforschungen über die Schriftstellerinnen des Hauses Rothschild veranlaßt.

„Briefe an eine christliche Freundin,“ so lautet der auffallende Titel des Buches, dessen Herausgeber, Leopold Stein, inzwischen auch das Zeitliche gesegnet hat, allerdings in hohem Alter, indeß Clementine v. Rothschild, seine Schülerin und die Schreiberin jener Briefe, schon in ihrem zwanzigsten Lebensjahre von dieser Erde geschieden, eine Rose, geknickt, eh' der Sturm sie entblättert!

Nach ihrem Tode 1865 wurden die Briefe von der Familie gesammelt und als Manuscript in deutscher und englischer Sprache herausgegeben. Im Buchhandel sind sie erst jetzt, nach fast zwanzig Jahren, erschienen. Sie handeln von dem Missionswesen, der Erbfindung, von der Veröhnung, der Messiaslehre, der Erwählung Israels, der Liebe zu ihrer Religion und sind durchweg von lauterster Frömmigkeit, einem tiefinnigen Gemüth und reinsten Humanität erfüllt.

Ether, so nennt sich die Schreiberin, ist eine begeisterte Jüdin, und Ellen, die Adressatin, eine gläubigere Christin. „Theile mir Alles, was Du an meiner Religion oder an ihren Befugnissen beanstandest, offen mit, und ich verspreche Dir nochmals, alle Fragen getreu zu beantworten,“ so bittet Ether im ersten Briefe. Die folgenden sind nun die Antworten auf alle Fragen und Klagen der Freundin; sie zeigen alle ein tiefes Verständniß religiöser Fragen, einen reichen Geist und ein edles für alles Schöne und Menschliche glühendes Herz.

Einzelne aus dem Zusammenhang gerissene Citate könnten nur ein unvollständiges Bild von diesen kleinen kirchlichen

Meisterwerken geben; ich begnüge mich, als die Grundidee des ganzen ungewöhnlich interessanten Briefwechsels die folgende Stelle herauszuheben, die von dem Messias handelt. Für Ellen ist der Messias schon gekommen, Ether erwartet ihn noch. Hören wir nun, wie die Jungfrau die jynkretistische Idee ihrer Briefe rein und schwärmerisch zum Ausdruck bringt, indem sie jene apokalyptische Zeit schildert, die Seher und Dichter zu allen Zeiten verkündet haben: „Ein herrlicher Garten wird die Erde sein, wo von dem thranenbenetzten Baum des Leidens und der Schmerzen Früchte der Freude und des Glückes in aller Pracht erblühen werden. Dann wird Heil, Freude und Wonne jedes Menschenherz erfüllen; die ganze Erde wird ein Haus, die ganze Menschheit eine Familie bilden und das frühere Paradies wird wieder hergestellt sein! Dann, meine vielgeliebte Freundin, dann wird ein allgemeiner Friede herrschen und kein Streit und kein Haß wegen der Religion mehr stattfinden; der ewige, der unveränderliche, liebevolle, barmherzige Gott, er wird alle seine Kinder segnen auf gleiche Weise. Die Thränen der Unterdrückten werden aufhören zu fließen; Seufzer von Verfolgten werden nicht mehr gehört werden; die Armen werden sich gehoben fühlen, die Reichen vor Gott sich beugen; die kranken Gemüther werden geheilt, die Unglücklichen getröstet, die Traurigen erheitert, die Bösen befehrt werden; Haß, Frevdel und Uebermuth werden verschwinden, denn das Reich Gottes wird gegründet sein auf Recht, Wahrheit und ewigen Frieden. Ach, diese himmlische, heilvolle Zeit, daß sie doch schon da wäre, daß schon die ganze Menschheit geheiligt und durchdrungen wäre von der Erkenntniß Gottes, beseligt und durchglüht von der Liebe unseres himmlischen Vaters! Allein, meine liebe, theure Freundin, um diese große Zeit zu erwirken, müssen wir alle, alle, Klein und Groß, Arm und Reich, zusammen arbeiten, und alle können wir dazu beitragen. Denn jeder gottesfürchtige Mensch ist schon ein Einwohner, ein Bürger und Theilhaber des göttlichen Reiches. Also wollen auch wir, theure Freundin, wirken nach Kräften und mitbauen am messianischen Reich, indem wir in unserer Umgebung ein Reich Gottes im Kleinen, ein schönes Reich der Liebe und Treue, der wahren und echten Religion stiften wollen. In jeder Familie soll sich die Menschheit veredelt sehen, bis einst die ganze Menschheit wie eine einzige edle Familie erscheint. Das ist der Messias, auf den wir hoffen; möchten wir seine Ankunft bald erleben und durch unsern Wandel sein Erscheinen beschleunigen helfen!“

In der That, der Lehrer, der der „schönen Seele im schönen Körper“ ein Denkmal der Liebe in Liedern gesetzt, hat Recht, wenn er behauptet, daß dieses Kind „am Reiche Gottes mitgebaut“ und die Aufgaben der Zeit und die Ziele der Menschheit tiefer erfaßt hat, wie Weise und Gelehrte unserer Generation.

Und diese edle Jungfrau war ein „weiblicher Joth“, der die Erde nichts, der Himmel alles bot. Sollte man nicht glauben, daß sie tiefer und reiner die großen Räthselfragen des Lebens erfaßt und seine Schickungen mit größerer philosophischer Ruhe ertragen hat, als jene Pessimisten, die ob dieser Räthsel und Schicksalschläge ihr Herz verhärten, indeß sie es der ganzen Menschheit liebend erschloß?

Was du gefüht, gedacht, geschrieben,
Du bist im Tod ihm treu geblieben,
Daß deiner schönen Seele
Der letzte Sieg nicht fehlte!

So heißt es in der biographischen Einleitung zu diesen Briefen, denen, ich zweifle nicht daran, der letzte Sieg eines tiefen und nachhaltigen Eindruckes nicht fehlen wird, den sie auf jeden Leser durch die naive, kindliche Art, mit der in ihnen die höchsten Wahrheiten vorgetragen werden, hervorbringen müssen. Zumal wenn man daneben die Geschichte des Lebens und Leidens dieser jungen Schriftstellerin liest, die auf der Höhe des Lebens so tiefes Leid erlebt und in der Blüthe der Jahre dahingeshieden ist.

Mit diesem Denkmal einer edlen Seele endet auch unsere Darstellung. Der französische Zweig der Familie Rothschild zeichnet sich weniger durch literarische Leistungen als durch begeisterte Förderung literarischer Arbeiten Anderer aus. Das Lied, das Heine Betty v. Rothschild gewidmet, ist bekannt und zahlreiche wissenschaftliche Werke sind Zeugen ihrer Thätigkeit. Ihre Tochter Bettina hat das Lehrerinnen-Examen gemacht, ihre Nichte, wenn mich die Genealogie nicht irre führt, Emma, hat musikalische Compositionen edirt und soll auch als Malerin nicht unbedeutend sein.

In jedem Falle ist auch dieser Zweig den anderen ebenbürtig. Und man kann wol sagen, daß die Damen des Hauses Rothschild nicht nur zu den reichsten, sondern auch zu den edelsten Schriftstellerinnen gehören, indem das einzige und höchste Ziel ihrer literarischen Arbeit jene Ideale sind, zu denen wir wie zu den Sternen aufschauen, denen alles Sehnen und jede Arbeit des Geistes gilt: Veröhnung und Verbrüderung der Menschheit, reine Humanität und, über Allem, werththätige Liebe!



Von der Musikzeit. Unter den Solisten des Concertwinters 1883/84 haben bisher (den Pianisten d'Albert ausgenommen) die Damen die meisten und bedeutendsten Erfolge zu verzeichnen, und zwar drei Geigerinnen (!) und drei Sängern. Zuerst kam die reizende liebliche Italienerin Teresa Tua, welche schon im verflohenen Jahre die Herren- und Damenwelt entzückt hatte und auch in diesem enthusiastische Aufnahme fand. Sie bekundete verschiedene Fortschritte in der Technik und theilweise auch im Vortrage, doch erschien der Ton noch etwas schwächer als vordem. Aber ihr ganzes Wesen, ihre liebliche anmuthige Erscheinung wird immer Wirkung auf das Publikum üben und ein die künstlerische Leistung zu erst betrachtendes Urtheil niemals recht aufkommen lassen. Kurze Zeit nach

dieser Geiger-Symphe erhielt Miß Senrah (eigentlich Parknes, der Name ist umgekehrt), eine Amerikanerin, die aber in Deutschland ihre ersten Musikstudien durchgeföhrt hat und dann in Brüssel und Paris zur Concertpielerin ausgebildet worden ist. Diese junge Dame hat gleich anfangs das einstimmige Lob der ernsthaften Beurtheiler und dann in einem zweiten Concert auch die Gunst des größeren Publicums gewonnen, die ihr nach unserer Uebersetzung auch erhalten bleiben wird. Sie hat einen größeren Ton und weiter umfassende Technik als die Tua und ist entschieden gründlicher musikalisch gebildet. Allerdings fehlt ihr die liebenswürdige Grazie und die Beweglichkeit; die ernst und schön geschnittenen Züge ihres Gesichtes contrastiren mit dem freundlichen Lächeln, womit die Tua die Hörer und Zuschauer bezaubert. Aber dieser Zauber haftet an der Jugend und verschwindet mit den Jahren, während die plastische Zeichnung der Gesichtszüge der Senrah bleiben wird; und auch in der Kunst überlebt das fest Dauernde oft das momentan angenehme Wirkende. Fräulein Marianne Fißler, die als die Dritte in einem Concert der Frau Joachim erschienen ist, hat ebenfalls einen sehr bedeutenden Erfolg errungen. Sie ist eine Wienerin und hat ihre Studien am Wiener und am Pariser Conservatorium vollführt. Sie besitzt bedeutendes Talent und Feuer und ist noch in steter Entwicklung begriffen, daher ein festes Urtheil über ihre Individualität noch nicht gefällt werden darf. Nach ihrem ersten hiesigen Debüt läßt sich das Beste hoffen. — Unter den Sängern ist vor Allen Amalie Joachim zu nennen, die nach langer Pause wieder vor das Berliner Publikum getreten ist und sich neuerdings wieder als die unbefreitbar erste Künstlerin des ersten Gesanges gezeigt hat: Schönheit der Stimme, Tiefe der Auffassung, Adel des Vortrags, der, von jeder Empfindlichkeit, von jeder äußerlichen Weigabe in Haltung und Mienenpiel frei, doch jeden fühlenden Hörer hinreißt. Nichts ihr hat die Altistin Fräulein Spies in diesem Winter Sensation erregt; sie steht in Schönheit der Stimme und im Vortrag der Frau Joachim am nächsten. Frau Schulze v. Asten, die mit Recht beliebte graziose Lieder- und Coloratursängerin, ist sehr oft und mit vielem Erfolge aufgetreten. Besonderen Anklang fanden zwei Liederconcerte, die sie im Verein mit Fräulein Spies gab und in denen Sologefänge mit Duetten und Vocal-Quartetten (an denen die Herren v. d. Nebem und Stange mitwirkten) angenehme Abwechslung boten. Die beiden Concerte waren überfüllt.

Die freundliche Leserin wird es nach dieser Darstellung fremden, wenn wir die Besorgniß aussprechen, daß viel zu viel junge Damen sich der Musik als Beruf widmen. Wir werden jedoch für diese Besorgniß in einem demnächst erscheinenden eigenen Artikel unabweisliche Gründe vorbringen.

G. Ehrlich.

Einiges über das Spizklöppeln. Die Herstellung von Spizen mittelst sogenannter „Klöppel,“ im Gegensatz zu den mit der Nadel gefertigten „points,“ ist eine Kunst, welche sich bis ins 16. Jahrhundert zurück verfolgen läßt und mit Recht ursprünglich als eine Vereinigung von Weben, Flechten und Zwirnen zu bezeichnen war. Barbara Uttmann, geb. 1514 zu Annaberg im säch. Erzgebirge, soll diese Arbeitsart von einer brabantischen Klöpplerin erlernt und alsdann, unter Zuziehung von Arbeiterinnen aus Flandern, 1561 die erste Klöppelschule in ihrer Vaterstadt errichtet haben. Als Hausindustrie verbreitete sich die Technik der geklöppelten Robinetzspize nach Frankreich und — in Folge der Aufhebung des Edicts von Nantes, 1685, welche die Auswanderung von 500,000 geschickten hugenottischen Arbeitern verurtheilte — nach England und Holland. Friedrich der Große siedelte später eine erhebliche Anzahl Klöpplerinnen in Brandenburg an, und von hier verbreitete sich die schöne Kunst über ganz Deutschland. Auch nach Dänemark wurde sie importirt und fand in Tondern, in Ribe und auf der Insel Romö freudige Aufnahme, zumal König Christian IV. ihr sein speciellcs Interesse und fürsorgliche Aufmerksamkeit zuwandte.

Was die jetzige Klöppel-Industrie in Deutschland betrifft, so läßt sich nicht leugnen, daß die Maschinenarbeit unserer Zeit der Handklöppelei außerordentlich geschadet hat, weil erstere schöne Arbeiten in unbegrenzter Menge zu mäßigen Preisen hervorbringt; doch besteht darüber kein Zweifel, daß jene mit den durch die Hand geschaffenen Meisterwerken nicht concurriren kann. Nach wie vor bemühen sich im Erzgebirge zahlreiche Klöppelschulen um Selbung dieser Industrie und während der Winterzeit arbeiten nicht nur Mädchen und Frauen, sondern auch Männer und Knaben am Klöppeltisch.

Im Jahre 1883 begannen wir im Bazar in Jäptlicher, für weite Kreise berechneter Darstellung, eine Anleitung zur Herstellung von Klöppelspizen nach verbessertem System; diese wird im laufenden Jahre fortgesetzt und durch Beigabe vorzüglicher Muster aus bester Schule besonders interessant gestaltet werden. Die lebhafteste Aufmerksamkeit zugewandte Aufmerksamkeit unserer Leserinnen und die allgemeine Zustimmung, welche gerade unser Klöppel-System findet, lassen voraussehen, daß das Klöppeln als Frauennarbeit sich immer mehr einbürgern und noch viele schaffens-lustige Hände in Anspruch nehmen wird.

Für Freundinnen der Klöppelkunst sei noch bemerkt, daß kürzlich von unserer Mitarbeiterin Frau Sara Rasmussen eine Anleitung zum Selbstunterricht im Spizentöppeln (Verlag von A. F. Höft und Sohn, Kopenhagen) erschienen ist: ein mit zahlreichen Holzschritten, 10 Lichtdruckbeilagen und 2 lithographirten Tafeln illustirtcs und elegant ausgestattetes Buch, das die Beschreibung und Abbildung aller nöthigen Klöppelgeräthe gibt und in gemeinschaftlicher lichtvoller Darstellung, an der Hand instructiver Detail-Illustrationen, das Ganze des Klöppelns lehrt, beginnend mit leichten Vorlagen und aufsteigend bis zu complicirteren Dessins. Wir können das sehr praktische Buch, dessen Tendenz und Lehrweise mit unseren Anschauungen vollständig übereinstimmt, Jedermann bestens empfehlen.

Literarische Tagebuchblätter.

II.

Den wohlthuendsten Eindruck hinterläßt die Lectüre zweier Erzählungen von André Theuriet: „La Princesse verte“ und „L'Ecureuil,“ von Natalie Kümelin vortrefflich übersetzt. * Die französische Belletristik genießt bei uns im Ganzen eines bösen Rufes, und die deutsche Familie verhält sich, durch schlimmste Vorkommnisse gewarnt, ihren Productionen gegenüber meist streng ablehnend. Man ist geneigt, dieselben ausnahmslos mit dem Verdict: „unfittlich und gemüthlos“ zu belegen und damit aus der guten Gesellschaft zu verbannen. Wie einseitig dieses Urtheil sein würde, beweist zu unserer Freude das oben erwähnte Buch. Es verbindet Anmuth der Darstellung und reizvollste Erfindung mit hoher sittlicher Reinheit und

* Prinzessin Immergrün. Das Eichhörnchen. Zwei Erzählungen von A. Theuriet. Uebersetzt von Nat. Kümelin. Cypeln, Eugen Brand's Verlag.

wird jedem Familienglied, jedem Bücherfräulein deutscher Mädchen zur Zierde gereichen. Der Verfasser, einer der hervorragendsten Mitarbeiter der „Revue des Deux Mondes“, ist sowohl wegen seiner Romane als besonders auch wegen seiner feinen, feinen Lyrik von der Akademie wiederholt mit einem ersten Preise ausgezeichnet und verdient diesen Vorzug auch von unserem Standpunkte aus. Tief und liebevoller Sinn für die Natur verbindet sich in ihm aufs Glücklichste mit der wahrhaft künstlerischen Begabung, landschaftliche Stimmungsbilder und deren Reflex im Seelenpiegel der Personen seiner Dichtung zu schildern: ein Buch von ihm wird immer lebhaft interessieren, solange man es liest, und beendet, den Reiz füllen, bewegten Nachdenkens hinterlassen. Die Uebersetzung ist mit sprachlicher Meisterschaft und seltenem Feingefühl für die Accommodation des spezifisch Französischen an deutsches Verständnis und deutsche Empfindung hergestellt. Aus derselben Feder wären Uebersetzungen weiterer französischer Dichtungen ähnlichen Charakters höchst wünschenswert!

Mit lebhaftem Ergötzen las ich, gleich nach Theuriers' hohlen kleinen, von Waldbüch durchhauchten Erzählungen, das Buch von Sara Huxler: „Jung Amerika.“ Bilder aus dem New-Yorker Leben. Ein scharfer Contrast zu jenen ist nicht wol denkbar. Dort die Lebensstille des Idylls, hier das rastlose, drängende Treiben einer amerikanischen Großstadt mit ihrer Fülle typischer Gestalten, mit ihren höchst charakteristischen Lebens-Anschauungen und Gewohnheiten; dort das Leben nach innen, hier nach außen; dort träumerische Hingabe an die Natur, hier von Naturleben keine Spur: trotzdem aber auch diese Schilderungen im besten Sinne des Wortes „gemüthvoll“ und fast ausnahmslos von reizendem Humor durchhaucht. Die Abschnitte „Unsere Kleinen“, „Jung Amerika“ und „Zeit ist Geld“ wird kein Leser ohne Behagen lesen können.

Bedrückend ruht in mir die Nachempfindung der Lectüre einer Novelle: „Friedhofsbäume“ von Wilhelm v. Hillern, der ich den gestrigen Abend gewidmet habe. Etwas Düsteres, Melancholisches kann man nicht lesen! Die ganze Dichtung ist, der jungen Helin des Buches gleich, eine Blume, zwischen Gräbern entsprossen, mit Kirchhofsthu benetzt, auf der Ruhestätte eines Geliebten trauernd dargebracht. Man fühlt sich von dieser hoffnungslosen Schwermuth, die nur noch innerhalb der Friedhofsmauern ihre Welt und in der Schilderung des Lebens von Todengräbern, Friedhofsgärtnern, Grabsteinhändlern und Leichenkutschern Genüge findet, wie von etwas Krankhaftem angehaucht. Die Sympathie, die man mit der Trauer der Sattin um den verstorbenen trefflichen Gatten fühlt, ist nicht stark genug, um uns gegen das Herzbellemende einer so nachdüsteren Schilderung zu stützen; mag dieselbe auch in ihrer Technik die virtuosigen Nachstücke eines Volteri, Gerard delle Notti und Binkenboom's erreichen. „Nicht Alles, was die Kunst vermag, soll sie vermögen.“ Wir wollen doch auch ferner an dem schönen Dictum Goethe's festhalten: „daß die wahre Poesie sich dadurch ankündigt, daß sie, als ein weltlich Evangelium, durch innere Heiterkeit und äußeres Behagen uns von den irdischen Lasten zu befreien wisse, die auf uns allen drücken.“ — Auch die „Gesammelten Berliner Skizzen“ von Max Kreyer*** behandeln zumest sehr ernste, ja traurige Dinge, um so ernster und trauriger, als sie nicht einen Einzelnen, sondern einen ganzen großen Bruchtheil des Volkes, den „vierten Stand“ betreffen; aber wie ist hier das Leid des Lebens, die Anzulänglichlichkeit der Existenz künstlerisch und menschlich überwunden! Wie schön die schwere lastende Atmosphäre, die über diesen Lebensbildern ruhet, durch Gemüthsinnigkeit und Seelenkraft gelichtet! In den trefflichen Abschnitten: „Ein Stück Himmel“ — „Der ist nicht von hier“ — „Der Robold vom Goltschisch“ u. a. liegt das Leben der Geschicklichen düster genug vor uns: ein schwarzes dunkles brohendes Wasser mit entsetzlicher Tiefe; aber über ihr steigt am Himmel still und lieblich der Mond auf und die schreckende Tiefe blüht und stimmert wie Silber, den Sturm tiefaufgewühlter Empfindungen zu mildeu Ernst, zu tröstlichem Verzichte sänsigtend. Die treue opferfähige Liebe Milly's und Richard's, die selbstlose Hingabe Gotthold Feuerlich's (einer bewunderungswürdigen Gestalt voll erschütternder Lebenswahrheit), die zähe Tapferkeit August Brummer's u. s. w. im Kampf mit der Noth des Lebens — das sind Silberblicke auch in der tiefsten Nacht und sie lassen die Hoffnung auf ein Besserwerden, auf einen reineren schöneren Ausgange der schreienden Lebensdisonanzen nicht schwinden. Der Dichter kennt die unvergängliche Kraft des Volkes, wie wenige; daß auch uns sich ein tieferer Blick in dessen Leben, Leiden und Lieben erschließt, haben wir ihm warm zu danken!



Die Prinzessin Victoria von Hessen, deren Vermählung mit dem Prinzen Ludwig von Battenberg am 15. April vollzogen wird, ist die älteste Tochter des Großherzogs von Hessen und am 5. April 1863 in Windsor geboren. Seit dem Tode ihrer Mutter, der Großherzogin Alice, war die Prinzessin häufiger Gast ihrer Großmutter, der Königin Victoria, in Windsor und Balmoral. Gleich ihrer Tante, der Kronprinzessin des deutschen Reichs, ist Prinzessin Victoria in hervorragender Weise künstlerisch begabt. Ihre jüngere Schwester, Prinzessin Elisabeth, verlobte sich im Februar mit dem russischen Großfürsten Sergius. — Prinz Ludwig Alexander von Battenberg, am 24. Mai 1854 geboren, ist ein Sohn des Onkels des Großherzogs von Hessen, Prinzen Alexander. In Treviso und Mailand erzogen, wo sein Vater als österreichischer General ein Commando führte, trat er in der englischen Kriegsmarine als Lieutenant ein und ist kürzlich zur Dienstleistung auf der königl. Yacht „Victoria und Albert“ commandirt worden. In der deutschen Armee ist der Prinz als Hauptmann in der großherzoglich hessischen Division aufgeführt; er ist der ältere Bruder des Fürsten von Bulgarien.

Auf schwierigem Pfad. Gemälde von Dupain. An der Spitze auf dem festen Sande des Ufers, einsam oder zu zweien, hart an der von den anstehenden Wellen noch erreichten Grenze des Meeres dahinwandelnd, kann man sich sorglos in die eigenen Träume und Gebanten oder in ein Gespräch mit seiner Begleiterin verlieren, ohne auf das Wasser neben uns und auf Zeit und Stunde zu achten.

* Breslau, Verlag von S. Schottlaender.
** Berlin, Verlag von Gebürder Paetel, 1883.
*** Berlin, Verlag von Friedrich Lufhard.

Anders ist's am Strande der Nordsee. Das vornehme französische Paar aus den Zeiten Ludwig's XIII. und Anna's von Oesterreich, Richelieu's, Cinqmars' und der schönen Marion Delorme auf Dupain's Bild hat, auf seinem Spaziergang am Strande in die angenehmste und interessanteste Conversation vertieft, jene Eigenschaften des Frankreichs Nordküste bespülenden Meeres vergessen, welche Ebbe und Fluth heißen. Wenn die Stunde der letzteren gekommen ist, bedeckt sie wie im Fluge, weiter und weiter gegen das Land hin vordringend, was noch eben erst trockener Boden war. Wehe dem, der sich zu weit vorgewagt hatte und nicht beim ersten Nahen der Fluth zurückwich! Nur zu rasch sieht er sich vom Wasser umgeben, das höher und höher steigt und nun die zu Tage liegenden höheren Felsblöcke bedeckt und jeden Rückzug abzuschneiden droht. In dieser fatalen Situation befindet sich unweifelhaft jenes schmucke Paar. Aber der Cavalier so gut wie seine Dame gehören zu einem Geschlechte, in dessen Lexikon das Wort „Furcht“ nicht zu finden war. Die Gefahren, welche sie umdrängen, die Schwierigkeiten, mit welchen sie zu kämpfen haben, um über die noch unüberfluthet gebliebenen Steine ihren Pfad zu finden und zu verfolgen, reizen sie eher und erhöhen für sie die Lust an der Promenade, als daß dieselben sie erschrecken. Ist die schöne Dame sich doch sehr wol bewußt, daß sie sich nicht nur auf den festen Sand und den starken Arm ihres Begleiters, sondern auch auf ihre eigenen elastischen Glieder, ihren sicheren Fuß, ihr klares Auge und ihr entschlossenes Herz verlassen kann. Lächelnd vermag sie dabei noch den zärtlichen Worten zu lauschen, welche der Ritter, das von flatternden Locken umwallte Haupt nahe zu ihrer Wange herabgebeugt, ihr in das zierliche Ohr flüstert, während seine Hand die ihre drückt. Wie schwierig und schlüpfrig der Pfad auch sei, welcher ihnen einzig geblieben ist, um aus der Fluth heraus das höhere feste Land zu erreichen, er wird sie dennoch zum erstrebten Ziele führen. L. P.

Kindertanzstunden (s. d. Illustration). Man mag über die frühe Unterweisung der Jugend in der Kunst der hohen Muse Terpsichore denken wie man will, sie vielleicht aus pädagogischen Rücksichten geradezu verwerfen; dennoch wird man sich dem bestehenden Reize eines künstlerisch geschulten Kindertanzes, wie solcher auf den vorliegenden Bildern dargestellt ist, kaum entziehen können. Das „Blumenballet“ (Nr. 1) mit der grazios-kindlich daher schwebenden Mädchenkette, die „Menuet-Übung“ (Nr. 2) mit dem drolligen Contrast zwischen der altmodisch-gravitätischen Tempobewegung im 3/4-Takt und den kindlichen Gestalten; die „Anstands-Übungen“ endlich (Nr. 3) mit ihren ceremoniösen Verbeugungs-Verfunden haben und behaften etwas sehr Amüsantes und geben ein allerliebste Bild, dem man gern einen wohlwollenden Blick schenkt.

Pariser Brief.

März.
„Geht, geht, junge Mädchen, zu den Weißbrottheben und sammelt frischen Blütenhennep.“ so lauten die ersten Strophen eines französischen Volksliedes. Als Lenzesblüthen der Mode kann ich den Leferinnen den Tüll bezeichnen; in duftiger, überreicher Fülle wird er auf die Toiletten der kommenden Saison, wie ein Blütenregnen, niederfallen: in Himmelblau, zartem Rosa, Kornblumen- und Narzissenfarbe, in Bernsteinell und Weißgoldglanz. Der Tüll wird zu dem verschiedenartigen Schmuck von Rock und Taille, von Mäntelchen und Hut verwendet; nur der Schuh wird, meines Wissens, seiner Herrschaft nicht verfallen, und doch möchte ich auch das nicht mit voller Sicherheit behaupten, wird derselbe doch schon vereinzelt mit Blumen verziert.

Die Mädchen werden in der Blütenhennep eine ganz besondere Anziehungskraft auf das Gold und Silber ausüben. Meine Leferinnen werden mich nicht missverstehen; ich meine nicht, daß sie nur mit edlem Metall aufzuwiegen sind, was bei ihrer ätherischen Leichtigkeit allerdings nicht viel bejagen würde, sondern daß sie selbst in diesen Sonnen- und Mondfarben erstrahlen werden. Nebenher machte sich die Tendenz geltend, die weiße Nüchtheit durch eine schwarze zu ersetzen. Diese Nuance steht manchem Gesicht recht gut, erweckt aber immerhin die Vorstellung der Trauer; weiß kleidet dagegen immer. Da ich gerade von schwarzer Nüchtheit spreche, sei hier gleich bemerkt, daß diese düstere Farbe sich auch in die Ballroben einzuschmuggeln trachtet, wenn ich nicht irre, nach italienischen Mustern, und zwar mit einer reichen Perlengarnitur gleicher Nuance geschmückt. Diese Sucht, sich in eine Ballkönigin der Nacht zu verwandeln, nimmt man, seltener Weise, gerade bei den jüngsten Mädchen hier am häufigsten wahr. Verkehrte Welt! aber es liegt nun einmal in der Menschennatur, das scheinen zu wollen, was man nicht ist. Die berühmte reiche Amerikanerin Madam gerührt ihr von dem noch viel berühmteren Maler Meissonier angefertigtes Porträt, weil es sie zu alt darstellte, und das Backfische will von derjenigen Farbe nichts wissen, die seinen frischen Wangen so gut steht und durchsireitet würdevoll als Matrone den Ballsaal. Wer von beiden uns mehr lächeln macht, das mögen meine Leferinnen entscheiden.

Das Thema von den Garnituren ist noch lange nicht erschöpft, und doch möchte ich bei demselben nicht länger verweilen, denn es gibt noch viel anderes zu berichten. Also in Kürze: statt des Spitzenbesatzes wird man häufig auch Blumengürtel und guirlandentartig aneinander gefügte kleine Federn wählen, letztere, wol bemerkt, echt; echte Blumengarnituren dagegen sind, ihres hohen Preises wegen, sehr selten. Zum Ersatz der Schleifenbündel, Rosetten etc. dienen Federtüsch im Haar, auf den Schultern, auf der Brust, kurz allenthalben, wo man jene verwendet. Die künstlichen Blumen werden auch als Armspangen, Colliers, als Besatz des Taillenausschnittes etc. anmuthig verwendet. Als Halsband findet das den unpoetischen Namen tragende: „collier de chien“ immer mehr Gnade bei der Damenwelt. Es besteht aus schwarzem oder farbigem Sammet, auf dem echte oder unechte Diamanten, Perlen und allerlei Zierrath reliefartig hervortreten; präsentirt doch der Juweller seine kostbare Waare stets auf Sammet, offenbar also auf der ihr günstigsten Folie.

Was die Toiletten betrifft, so kann man in Wahrheit behaupten, daß sich die Gegenätze berühren werden. Sehr reiche Gesellschaftstouletten, die der Promenade dagegen überaus einfach! Sprechen wir zunächst von jenen, und zwar diesmal nur von ihren Lieblingsstoffen: in verschiedenen Nuancen spielende Seidenstoffe, rosa, blau, gelblich, „gorge pigeon“ (Taubenhalsfarbe) etc., „tulles aeriens“, wie der Kunstausdruck für diese neuen ätherischen, mit Blumen und Ranken bedeckten Tüllgattungen lautet; ferner Wollen-Mousseline mit Sammetrosen; dunkelfarbige, mit kleinen Purpurpalmen gezeirte Bigonnestoffe; abgetönte Moire mit vielfarbigen Bouquets, die natürlich mit möglichst hellem Tüll verschleiert werden, denn der Tüll for ever, d. h. wenigstens für einen Frühling. Währt doch des Modeschmetterlings Existenz selten länger!

Für die Halbtoilette, wie man sie hier bei Gelegenheit der Rennen, der Matinées mit Tanz oder Musik trägt, wird man mit Vorliebe einen Changeant-Taffet (taffetas changeant) mit goldigen Reflexen wählen, denen die liebe Tagessonne hold ist, aus denen sie, um ein Goethe'sches Bild zu gebrauchen, wonnenthmend ihr Gesicht doppelt schön wiederkehrt. Der Stoff ist mit weißen, zartgebildeten Rosen brochirt. Sehr kleidam ist auch der „taffetas vieux rose de Chine“ und die „bengaline dorée“, wie der technische Ausdruck für die braunroth getönte Bengaline lautet. Auch die antike Robe (robe à l'antique) wird sich wieder einmal verjüngen, sei es ganz und gar aus Spitzen bestehend, was natürlich hochvornehm und außerdem sehr theuer ist, sei es aus Gaze, die auf einem anschließenden Rock aus Moirestoff drapirt ist. Letzterer beispielsweise schwarz mit leuchtenden Rosenmustern, in Schwarzblau, crème oder dunkelgrün mit großen Pompadourbouquets. Statt des Moirestoffes verwendet man auch Seidengaze, doch scheint mir diese für solchen Zweck nicht stark genug.

Die neuen Wollenstoffe zeichnen sich durch originelle Weberei und Muster aus; einer derselben besteht aus grober, unregelmäßig geköppter Mousseline, der Paillewand vergleichbar. Er ist dunkelblau, sehr weich und dick und mit breiten, brochirten Streifen versehen. Zum Schlusse dieser kurzen Uebersicht über die neuen Stoffe die Bemerkung, daß das Marineblau alle Aussicht hat, das große Loos im Herzen der Pariser Damen zu gewinnen. Man spricht ja hier gegenwärtig nur von überseeischen Unternehmungen — kann jene Vorliebe da Wunder nehmen? Wer weiß, ob man das Marineblau nicht schlechweg in ein Tonkinblau umtaufen wird! Und noch zum Schlusse dieses Schlusswortes — treten doch unsere berühmten Mimen und Sängler fast immer zum letzten und allerletzten Male auf! — die Bemerkung: viel Seidenstickerei auf Seide und Wolle.

Die neue Saison bietet unseren jungen Damen eine niedliche Ueberraschung, nämlich eine Mantille in Fischform, die sich über der Brust kreuzt und mit einer Schleife oder einer Blume festgehalten wird. Der Stoff gleicht entweder dem des Kleides oder man wählt einen anderen, dunkelfarbigen. Am graziossten ist natürlich die aus schwarzen Spitzen geformte Mantille, sei sie nun ganz und über mit Spitzenvolants und tief herabreichendem Spitzenkragen geschmückt. Die Form dieses beliebten Kleidungsstückes hat den Vortheil, leichter zu sein, als die Mäntel in Blusenform, welche überdies das Kleid gänzlich verdecken.

Um die Taille feiner erscheinen zu lassen, hat man neuerdings die Henden zu verengern und taillenartig zu gestalten verjucht. Eine kindische Neuerung! denn dieses moderne Rejuskleid muß natürlich höchst unbequem sein. Zah habe die Probe freilich nicht gemacht und werde sie schwerlich machen, sowie mir denn auch die Tendenz, die Unterbekleider beständig zu verkürzen, höchlichst mißfällt. Man soll mit dem Linnen nicht geizen. Diese Generalregel gilt nicht nur in Bezug auf die Waschfrau, sondern auch . . . auf das Metermaß!

Das nächste Mal von den Hüten, der Fußbekleidung und anderen wissenschaftlichen Dingen. M. B.

Mode-Notizen.

Ist gleich der Einfluß der Mode auf allen Gebieten der weiblichen Toilette ein allmächtiger, so darf man doch auch die besondere Gunst nicht zu verkennen, die sie zu Zeiten einzelnen Formen und Toiletentheilen zuwendet, und dieser Bevorzugung erfreut sich für jetzt ohne Frage die Confectionsbranche. Dafür spricht nicht nur der überraschende Formenreichtum in Umhängen, sondern auch die Sorgfalt, welche dem Material zugewendet ist, nicht minder das Bestreben, durch dieselbe jegliche Toilette charakteristisch zu unterstützen und den verschiedensten finanziellen Anforderungen gerecht zu werden. Gemeinam ist allen Erscheinungen der Zug gebiegender Eleganz, gleichviel ob der Gegenstand ein luxuriöses Visitenmantelet oder eine einfache praktische Redingote sei. Die ersteren bilden vor wie nach die Elite der Gattung und nehmen deshalb auch die kostbarsten Stoffe und werthvollsten Zuthaten in Anspruch. Schwere seidene Ottomanstoffe, Brochés in Sammet und Seide, Damast frisé in Guipureffins als hervorragende Neuheit, brochirter Seidentüll mit Chenille durchwebt, brochirte, mit Perlen durchwebte oder benähte Seidengaze, welche durch farbige Seidenunterlage den eigentlichen Effect erzielt — das Alles sind zur Zeit moderne Grundstoffe, die in Zusammenstellung mit Spitzen, Passementieren, Franzen und Chenille kleine recht kostbare Toilettenartikel abgeben. Selten wird ein derartiges elegantes Mantelet aus nur einem Stoff gefertigt; wie bei den Costümen verlangt die Mode die möglichste Vielfältigkeit und dringt sogar auf unterschiedene Contraste, die jedoch wieder zu harmonischer Wirkung verbunden sein müssen. Sehr schön wirken z. B. brochirte Seidengaze und reps ottoman, oder Damast frisé und Sammet, desgl. Sammetbroché mit perltem Tüll, Atlas und mit Spitzenfond und Spitzenärmeln. Das Arrangement dieser verschiedenen Stoffe ist keineswegs einem bestimmten Schema unterzogen, vielmehr richtet es sich nach



Laune und Geschmack und nach den vorhandenen Stofftheilen; doch pflegt man die durchsichtigen Gewebe viel für Aermeltheile, Einfasche im Rücken, Seiten-Charapes etc. zu verwenden. Die Form der Umhänge ist, wie schon gesagt, ebenso mannigfach wie ihre stoffliche

Ausrüstung: kürzere oder längere spanische Pelserinen (mit hoch und kraus eingesehtem Armetheil) Abb. 1, Mantillen, hinten kurz, vorn in Charpes endigend, Mantelets in Douillette oder Dolmanfaçon, welche wiederum durch beliebige Schöß- und Armet-Arrangements unter einander abwechseln, Abb. 2 — zugleich Rückansicht der Figur 1 unserer colorirten Bildes — sind zum Theil das Repertoire, unter dem die jüngere Damenwelt ihre Wahl zu treffen hat. Ältere Damen bleiben dem etwas längeren Mantel treu, der denn auch in seiner ganzen äußeren Beschaffenheit eine ernstere Geschmacksrichtung offenbart. In zweiter Reihe folgt die Mode für Confectionen aus wollenen Stoffen, unter denen Brochés, Ottomantstoffe, soleil, Kaschmir zu den bevorzugten gehören, die durch Hinzunahme geeigneter Garniturmittel recht wol den Anspruch auf Eleganz machen dürfen. Spitze und Passementerien, oft fast im Uebermaß verwendet, sind zum Theil die Hilfsmittel, mit denen jener Effect erstrebt wird. Als Tollsalkengarnitur, gekräuselt in Schlangenumwindungen, als mehrfache leicht gekräuselte Frisuren dient breitere und schmalere Spitze (spanische Guipüre oder Chantilly), während einzelne Passementeriefiguren aus Schmelz und Piese, Jet und Franze oder Grelots wirkungsvoll dazwischen angebracht werden. Auch Agraffen aus Schmelz und Jet von beträchtlicher Größe, als Nachfolgerinnen der Metall-Agraffen, werden von der Mode für die schwarzen Confectionen begünstigt, während die letzteren, sowie Agraffen aus Holzschneiderei, aus geschnittener Perlmutter oder durchbrochener Arbeit für solche Umhänge, Paletots, Regenmäntel und Redingotes reservirt bleiben, deren Hauptbestandtheile Tuche, englische Plaid- und Melange Stoffe sind.

Bezugsquelle für Confectionen jeder Art: Bonwitt u. Litzauer, Behrenstr. 26^a und Mode-Bazar Gerson.

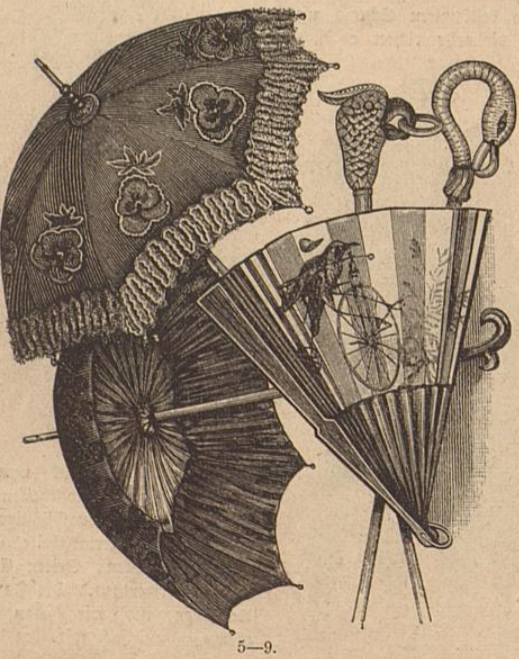
Recht rege erweist sich das einseitige Schaffen der Mode auch auf dem Gebiet der Schirme und der Fächer. Als Hinweis auf die freundlichere Jahreszeit figuriren reichlich gestickte Blüten, Blätter, Früchte und Vögel darauf, doch gibt es auch Neuheiten von ganz besonderem und eigenartigem, ja höchst originellem Geschmack. In dem Mode-Bazar Gerson, der es sich angelegen sein läßt, auf diesem Gebiet stets das Neueste zu führen, sind augenblicklich „Ammergauer Schirme“ im Handel, die mit zu den silbollen Toilettenrequisiten gezählt werden dürften, da ihre Stöcke, Griffe, Schienenschieber und Zwingen „echt“ sind, das heißt den Schirmen entsprechen, wie sie im Oberammergau von den Bewohnern in früherer Zeit geführt worden sind. Eine Fabrik hat es sich zur Aufgabe gemacht, alten Originalen, Familienersüßden nachzuforschen, dieselben anzukaufen, die durchbrochenen Metallarbeiten daran nachfertigen zu lassen und auch im Uebrigen die Schirme originaliter herzustellen. Sie nehmen sich allerdings selbst aus, die farben massiven Stöcke, die wichtigen Griffe, meist Krüden, die blauen, rothen und carrirten Bezüge (Abb. 3 und 4); aber eine enragirte Modeheldin findet auch dieses schön! Chacun à son goût!



3 u. 4.

Ich meine, passender und harmonischer steht einer zierlichen Frauenhand ein fein gearbeiteter leichter Sonnenschirm oder ein tout-cas mit geschmücktem Griff aus Elfenbein, Klettenwurzel, Olivenholz, Wallrosz und dergl. Dunkle Bezüge aus brochirtem Seidenstoff, aus Seidengaze mit farbiger Unterlage, bei großer Eleganz weiße oder erdme-farbene Bezüge, mit bunter Seidenstickerei, in Blumen, Früchten oder Federn charakterisiren die modernen Schirme. Vielfach erfreut sich auch das Auge an der Innenseite des Schirmes, an dem eleganten mit blumiger Stickerei verzierten Futter, oder an dem als Futter dienenden faltigen Seidenstoff, der in der Mitte orange oder roth, am Außenrande schwarz gewährt ist. Daß die Schirme der Saison voluminöser als früher sind, auch stark gewölbt, bisweilen 12theilig, mit vergoldeten Schienen, ist bereits früher erwähnt (s. Abb. 5-8).

Eine Scherzlaune der Mode offenbart sich an den Promenadenfächern; ihre Bemalung ist oft höchst brollig. Bald weist sie kleine allerliebste Scenen aus dem Vogelfamilien-Leben auf, bald auch gro-



5-9.

teste Uebertragungen der besiedelten Welt in die Sphäre menschlicher Thätigkeit, wie z. B. einen mit einem Schwalbenzuge besetzten Eisenbahnwagen als „Gizug nach dem Norden,“ oder eine prominente Vogelfamilie mit Stübchenmützen und Stöcken ausgerüstet; Vögel als Velocipedisten (siehe Abb. 9) u. s. w. Schöneres leistete die Fächermalerei in Blumenstücken, frappanten ornithologischen Darstellungen, Frühjahrsidyllen u. s. w. Die eleganteren Fächer sind aus Satin und weisen Handmalerei auf, während die einfacheren aus Grottonne, Katzun, baumwollenem Satin bestehen und in Schablonenmalerei decorirt sind. Auch bedruckte Satins sind noch en vogue und unter ihnen besonders Dessins mit Früchten und Rüssen beliebt. In solchem Falle fehlt dem Gestell dann auch nicht die entsprechende an Silberkettchen befestigte Kuppel als Grelot.

Bezugsquelle für Schirme: Mode-Bazar Gerson und V. Doctor, Berlin, Leipzigerstr. 33; für Fächer: C. Sauerwaldt, Berlin, Leipzigerstr. 21.

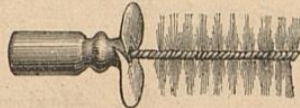
Beschreibung des colorirten Stahlstich-Modenbildes vom 1. April.

Fig. 1. Promenaden-toilette. Der Rock dieses aus Wollen- und Seidenstoff gefertigten Kleides ist am unteren Rande mit einer 6 Cent. breiten, a plissé gefalteten Friur von Seidenstoff verziert und in regelmäßigen Entfernungen in senkrechter Richtung mit Soutache benäht, deren Enden 10 Cent. hoch ausgefranst sind. Das aus Seidenstoff hergestellte Mantelet, dessen Rückansicht Fig. 1 des Modenbildes d. Nr. zeigt, hat vorn in Rücken ausgeführte Schößtheile und ist gemäß der Abb. mit 10 und 22 Cent. breiter, theils in Plissé gefalteter geordneter, theils in Bindungen aufgelegter Chantillyspitze ausgefattet; Passementeriefiguren, Perlenstickerei, sowie mit seidenen Pompons verzierte Quasten vervollständigen die Garnitur des Mantelets, welches mit Haken und Dehen zum Schließen versehen ist.

Fig. 2. Promenadenkleid. Der Rock aus Wollenstoff ist mit einem vorn 80, hinten 45 Cent. hohen, in Falten geordneten Volant ausgefattet (s. d. Abb.), auf dessen 12 Cent. breiten Tallsalten in Kreuzstickerei mit Seide ausgeführte Figuren angebracht werden. Die Tunika, sowie die Taille sind aus Wollenstoff gefertigt; letztere ist mit einem Laç von braunem in Falten geordneten satin merveilleux, mit einem Revers, sowie mit einem Stehragen von gleichfarbigem Sammet verbunden und mit gestickten Figuren verziert. Zum Schließen der Taille dienen Haken und Dehen.

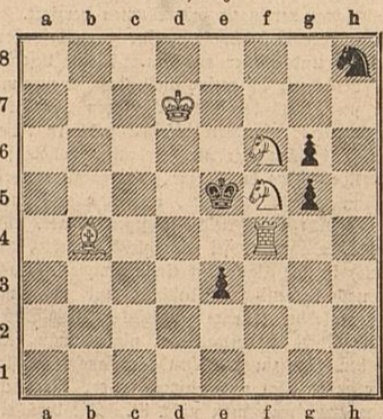
Wirthschaftsplaundersien.

Patentirter Dochtabschneider mit Reinigungsbürste. Ein nützlicher kleiner Haushaltungsapparat, der zur Instandhaltung und Reinigung der Petroleumlampen dient und für Kundendrenner in jeder Größe paßt. Derselbe besteht aus einer runden Bürste, welche oben mit 2 kleinen kählernen Messerchen versehen ist; bei der Benutzung steckt man die Bürste bis an die Scheiben in das Dochtrohr hinein und dreht nun mit dem Handgriff gleichzeitig Bürste und Messer. In solcher Weise wird ebenso das Dochtrohr gereinigt, wie der verholzte Docht sauber abgeschnitten und da die Dichtschnuppen nicht in das Rohr hineinfallen können, so wird auch die sonst beim Auslösen von Petroleumlampen vorhandene Explosionsgefahr hierdurch beseitigt. Außerdem brennt aber die mit diesem Instrument sorgfältig gepugte Lampe mit gleichmäßig abgeschnittenem Docht besonders hell und schön. Der kleine Apparat wird vom Magazin des königl. Hoflieferanten C. Gohn in Berlin SW., Leipzigerstr. 88, zum Preise von 50 Pfennigen, in Schächteln verpackt, versandt und empfiehlt es sich, zur Kostenersparung diesen Betrag gleich bei der Bestellung in deutschen Postmarken beizufügen.



Schach.

Aufgabe Nr. 125.
Von C. B. Cool.
Schwarz.



Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge matt.

gleicher Weise wird auch 1 D h 1 — e 1 widerlegt. würde 2 D e 1 n. c 3 f nicht mattsetzen, weil K d 4 — c 5 folgt; ferner auf 2 S e 7 — e 6 f schlägt K d 4 den L o 4. Auch die Lösung von Nr. 122 durch 1 D a 1 — a 5 führt nicht zum Ziel, da Schwarz L e 6 n. b 5 antwortet kann, worauf kein sofortiges Matt möglich ist. — Richtige Lösungen erhalten von Fr. Max Steunes, Emilie Heusinger, Fr. Auguste v. R. in Potsdam, Elisabeth R. in Würzburg, Uebe R. in Nürnberg (Nr. 120); Herr C. Köfer (Nr. 118-120), S. Reimann (Nr. 118); J. Paulsen (Nr. 120

Auflösung der Schach-Aufgabe Nr. 123 Seite 80.

- 1. T g 5 — e 5. Schwarz.
- 1. B e 5. Weiß.
- 2. D. oder S. matt.

Schach- und Spiel-Correspondenz.

Fr. Gustavine Winkler. In Nr. 121 ist 1 g 6 — g 7 ohne Erfolg, z. B. wegen T h 5 — g 5. Hugo Kellner und R. F. in Wien. In derselben Aufgabe ist 1 D h 1 n. h 5 unrichtig, weil Schwarz S e 5 n. d 3 spielt, worauf S e 7 — e 6 nicht mattsetzen kann, da K d 4 n. c 4 folgt. Nur der Zug 1 T e 8 — c 8 macht diese Vertheidigung unmöglich. C. B. in Moskau. In dem auf S e 5 n. d 3 würde 2 D e 1 n. c 3 f nicht mattsetzen, weil K d 4 — c 5 folgt; ferner auf 2 S e 7 — e 6 f schlägt K d 4 den L o 4. Auch die Lösung von Nr. 122 durch 1 D a 1 — a 5 führt nicht zum Ziel, da Schwarz L e 6 n. b 5 antwortet kann, worauf kein sofortiges Matt möglich ist. — Richtige Lösungen erhalten von Fr. Max Steunes, Emilie Heusinger, Fr. Auguste v. R. in Potsdam, Elisabeth R. in Würzburg, Uebe R. in Nürnberg (Nr. 120); Herr C. Köfer (Nr. 118-120), S. Reimann (Nr. 118); J. Paulsen (Nr. 120

Rebus.



und 121), Fr. G. W. in Wödling (Nr. 122). — Fr. Marie in D. Die Damespiel-Aufgaben, die von uns bis jetzt veröffentlicht worden sind, gehören dem polnisch-französischen Damespiel an, in welchem die Damen nicht einen Schritt weit schlagen, sondern die ganze Reihe beherrschen. Steine und Damen schlagen vor- und rückwärts. Drei Damen gegen eine können nur in gewissen Ausnahmefällen den Sieg erzwingen. — Herr G. W. in Wödling. Alle Regeln und Gehege des Schachspiels gibt an das: „Leine Lehrbuch des Schachspiels“ von Jean Dufréne. Dritte Auflage, Verlag von H. Reclam in Leipzig. Preis 1 Mark. — Fr. Uebe R. in Würzburg, Fr. Sophie C. in Leipzig. Dankend abgelehnt. — Richtige Lösungen der übrigen Aufgaben, Räthsel, Rebus u. s. w. erhalten von Fr. Mathe Weiner, Marie de Wischoy, Emilie Heusinger, Elisabeth Reuter, Fr. Gumm, Franz Bod, Herr Oberst Fr. in Wien, Martin Popper, Joseph Keldenich, Henry Dettloff, Ferdinand Küder, Franz Kotheln, Wilhelm Schreiber, Hugo Kellner, J. Paulsen.

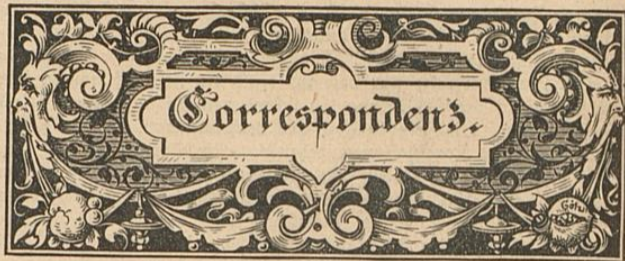
Unterhaltungs-Aufgabe Nr. 27.

Zum Schmuck einer Terrasse war eine große Anzahl edler Topfgewächse von einer Dame beim Blumenhändler bestellt worden. Als sie eintrafen, zeigte es sich, daß, wenn man sie in 19 Reihen aufstellte, deren jede gleich viel Blumen enthielt, 5 Blumen übrig blieben. Ebenso, wenn man sie auf gleiche Art in 11 Reihen vertheilte, konnten 3 Blumen nicht untergebracht werden. Die Besitzerin wählte jedoch letztere Aufstellung und wies 3 Blumentöpfen einen Platz außerhalb der Terrasse an. Die Gesamtzahl der Blumen betrug weniger als 300. Wie viel waren es gewesen? Und wie wurden sie schließlich aufgestellt?

Auflösung der Unterhaltungs-Aufgabe Nr. 26 Seite 96.
Es waren sieben Decken, von denen jede dreizehn Thaler kostete.

Auflösung des Rebus Seite 96.

Man muß einen Fehler mit Anmuth rügen und mit Würde belohnen.



Haushalt und Küche.

Wasserblume. S. S. U. u. A. Ein Buch, welches die gewünschte Anleitung gibt, ist uns nicht bekannt. Dagegen sind wir in der Lage, Ihnen ein Rezept zu geben, das von der Lehrerin der Platt- und Waschschule des Berliner Vette-Vereins für Oberhemden, Kragen und Manschetten, die trocken gestärkt werden sollen, mit bestem Erfolg angewandt wird. Dasselbe empfiehlt sich vorzüglich zur Herstellung der jetzt so beliebten Wäsche „auf neu“, da es den Gegenständen einen Glanz und eine Festigkeit verleiht, wie sie sich sonst nur bei den neuesten Sachen finden; allerdings ist dazu eine geübte Wäckerin nötig. Man nehme 1/2 Pfund bester Weisstärke, zwei Blatt Gelatine, einen gehäuften Eßlöffel Borax, für 5 Pfennig weißes Wachs, gieße in eine kleine Casserole einen Tassenkopf Wasser, thue die Gelatine unter beständiger Rühren hinzu und gebe, wenn die Masse den Siedepunkt erreicht hat, das Wachs hinein, ziehe aber die Casserole vom Feuer, um ein Anbrennen zu vermeiden. Anzuwenden ist die Stärke in 1/2 Liter Wasser vollkommen aufgelöst und klar gerührt worden; von dieser gibt man nun 2 Eßlöffel voll zu der Gelatine, stellt die kleine Casserole abermals aufs Feuer, rührt bis zum erneuten Beginn des Kochens, füllt auf die zurückgebliebene rohe Stärke 1/2 Liter recht heißes Wasser und füllt unter fortwährendem Rühren das übrige hinzu. Inletzt wird der mit einem Tassenkopf Wasser aufgelöste Borax mit dem Gansen vermischt. Die hier angegebene Quantität reicht etwa für acht bis zehn Oberhemden, 1/2 Duzend Manschetten und ein Duzend Kragen. Sollte bei einer Plattprobe die Wäsche nicht genügend steif sein, so füge man ein wenig rohe Stärke, im entgegengesetzten Fall etwas Wasser hinzu; auch stärke man zuerst Kragen und Manschetten. Am besten ist es, die zu plättende Wäsche am Abend zuvor zu stärken und zwar unterlasse man nicht, die einzelnen Stücke tüchtig durch die Hände zu reiben, damit sich die Stärke den Stoffen gleichmäßig mittheile. Eine Nacht über zwischen trodrene Lächer gelegt und fest zusammengepackt, wird die Wäsche am Morgen die zum Plätteln erforderliche Feuchtigkeit besitzen. — Fr. v. B. auf S. Die auf S. 16 d. F. beschriebene sehr brauchbare Reibmaschine wird jetzt auch in größerem Maßstabe ausgeführt und ist in dieser Form gleichfalls im C o h n'schen Wirtschaftsmagazin, Berlin SW., und zwar zum Preise von 10 Mark zu haben. Man verwendet diese größere Nummer auch als Bürstmaschine, sowie zum Zerreiben roher Kartoffeln, wie solche zum Baden von Kartoßelpurpen und Pflinen, sowie zur Bereinigung von Klößen verwendet werden. — Vorsichtige Mutter. Wiedert stellt in dem Handbuch über Kinderkrankheiten von C. Gerhardt auf Grund wiederholter Versuche folgende Behauptung auf: Das reine Kuhcafein (Käsestoff) ist weitaus weniger verdaulich, als das Menschencafein. Das Kind soll nur so viel Cafein erhalten, wie verdaut wird. Um nun die verhältnismäßige Quantität des Cafeins zu verringern, erfährt man es weniger verdaulich, zweitens weil sein Procentgehalt in der Kuhmilch höher ist, vermischt Wiedert die Kuhmilch mit Rahm in folgender Weise: Er empfiehlt je nach dem Alter in 1. Monat = 1/4 1 Rahm, 3/4 1 Wasser, 15 g Milchzucker, ist = Cafein 1, Butter 2,9, Zucker 3,8%; 2. Monat = 1/4 1 Rahm, 1/16 1 Milch, 3/8 1 Wasser, 15 g Milchzucker = Cafein 1,4, Butter 2,8, Zucker 3,8%; 3. Monat = 1/4 1 Rahm, 1/8 1 Milch, 1/4 1 Wasser, 15 g Milchzucker = Cafein 1,8, Butter 2,7, Zucker 3,8%; 4. Monat = 1/4 1 Rahm, 1/4 1 Milch, 1/4 1 Wasser, 15 g Milchzucker = Cafein 2,3, Butter 2,9, Zucker 3,7%; 5. Monat = 1/4 1 Rahm, 1/2 1 Milch, 1/4 1 Wasser, 15 g Milchzucker = Cafein 2,8, Butter 3,0, Zucker 3,7%; 6. Monat = — 1/2 1 Milch, 1/4 1 Wasser, 10 g Milchzucker = Cafein 3,2, Butter 2,8, Zucker 4,0%. Ferner rath Wiedert, das Gemenge Morgens und Abends zu bereiten und zu kochen, allmählig den Uebergang zu reiner Kuhmilch durch Verminderung von Wasser und Zucker zu machen und zu dem Gemenge zurückzugehen, wenn sich zeigt, daß sich Verdauungsbeschwerden einstellen. Die Mischung wird von ihm gleicherweise für Neugeborene oder wo andere Nahrung nicht angeschlossen und für trankle Kinder empfohlen.

Verstchiedenes. Wetterher. 1) Bitte lesen Sie das selbst nach, uns fehlt dazu die Zeit. 2) Können wir nicht übernehmen. — Waufrumpf. Unmöglich! Das Gedicht leidet sprachlich und metrisch an allzu großen Härten. — Th. Zgorzka in Caracal. Man versicherte uns — ja! — August Ernst, Leipzig. Die Einbindungen eignen sich zum Abdruck nicht. — Frau v. S. 33. Tief empfunden und meist correct in der Form; doch zu sehr Gelegenheitsdichtung, um allgemeiner Beachtung fordern zu können. — Frau Unruh, B.-g. Das beste Buch über diesen Gegenstand schrieb Bertha Meyer: „Von der Wiege bis zur Schule an der Hand Friedrich Fröbel's.“ 3. Aufl. Berlin, Verlag von E. W. Staube. — S. C., Budapest. In solchem Falle ist der Schleier ausgehoben. — R. S. 42. Nein! Wir sind zur Zeit mit Material überhäuft.

Antworten. Für A. J. Z. Bonn, J. E. Venise und Andere. Kurbel-Stidmaschinen (mit und ohne Soutachir-Apparat), sowie solche mit zweifabigem Schnur-Apparat werden zum Preise von 250—375 M. in der Fabrik von Ling u. Gardt, Berlin NO., gefertigt. — Ferner sind Kurbel-Stidmaschinen zur Herstellung von Kettenstiderei und Verschmürung in der Berliner Stidmaschinen-Fabrik Schirmer, Blau u. Co. zum Preise von 250—295 M. zu haben. — Mitirtes Meißner Porzellan (Zwiebelmuster) liefert — nach Versicherung von Fr. Marie B. — vollkommen schön und nicht theurer die Porzellan-Fabrik in Elbogen bei Karlsbad in Böhmen. — Folgende Leiterinnen von Frauengewerbe-Schulen haben sich uns genannt: die Damen M. Häfeler in Münster in Westfalen, V. Lutter, Harburg a. Elbe, Marie Schläper in Börde, Regierungsbezirk Arnberg, Louise Wochlin, Straßburg i. Elsaß, Lurhofgasse (Zweiganstalten in Colmar, Weissenburg und Verre). — Im Anschluß hieran druden wir folgende

Auftragen (aus Abonnententreisen) ab:
1. Welche Fabrik liefert a) Plattstid-Maschinen, b) Maschinen für Fahnenstiderei (?) und c) Maschinen für Monogram-Stiden?
2. Gibt es eine Bezugsquelle für farbige Nüster zu Tambour-Stiderei und ist eine Anleitung über Zusammenfügung der Farben zu derartigen Stidereien erschienen?